

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben

von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXX. Jahrgang.

Heft 7.

April 1908.

Der Sundgau.

Von E. Tschaeche in Rappoltsweiler i. Elsaß.

(Mit einer Karte.)

Der Name „Sundgau“ gilt als Bezeichnung der einstigen, tertiären-präglazialen Senke, welche den oberrheinischen Graben mit dem gewaltigen Rhone-Senkungsfeld verband. „Sundgau“ soll eine Umbildung von „Südgau“ sein. Auch an „Sumpfgau“ haben manche gedacht, denn in der diluvialen Zeit war der heutige Sundgau ein gewaltiges Wasserbecken, dessen Strömung sich durch die Rhone-Senke ins Mittelmeer ergoß. Große Torflager (die heute ausgestochen werden), zahlreiche Trockenseen, Teiche und Tümpel, Sumpfland, von dichtem Gehölz bestanden, sie beweisen uns, daß der Gau in der Tat früher ein Sumpfgau gewesen ist. Die Ableitung Sundgau aus Südgau hat aber die größte Berechtigung.

Der landschaftliche Begriff „Sundgau“ hat, wie leicht nachweisbar, im Laufe der Jahrhunderte große Wandlungen erfahren.

Zwischen 800 bis 850 wurden die gräflichen Amtsbezirke verkleinert. Dies führte im Elsaß zur Bildung zweier selbständiger Grafschaften, dem Nord- und Südgau. Die Grafschaft Sundgau wurde im Westen von der Wasserscheide der Vogesen, im Osten vom Rhein, im Norden vom Eckenbach begrenzt, von dem Nordgau durch den sogenannten Landgraben getrennt. Die Südgrenze reichte wohl bis an die Birs, umschloß Basel. Wer sich des näheren über den Verlauf der Grenzlinien orientieren will, der lese in dem Buche „Das Reichsland. Statistisches Handbuch für Elsaß-Lothringen“. III. Folge. (Verlag J. Heitz in Straßburg) nach.

Im 12. Jahrhundert wurde der Grafschaftsname Sundgau von dem Namen Oberelsaß verdrängt. „Sundgau“ diente als Name eines Landkapitels des Bistums Basel. Dasselbe umfaßte die heutigen Kantone Mtkirch, Masmünster, Dammerkirch ganz, die Kantone St. Amarin, Sennheim, Thann, Mülhausen, Hirsingen, Delle, Belfort und Girromagny zum Teil.

Im Jahre 1667 wurde das Kapitel in zwei zerlegt, Masmünster und Sundgau. Letzterer umfaßte den östlichen Teil des alten Landkapitels, d. h. den Kanton

Hirkingen zum größeren Teil, die Kantone Pfirt, Dammerkirch und Thann zum kleineren Teil. Die Erwerbung der Grafschaft Pfirt durch die Habsburger 1324 hatte eine weitere Verschiebung des geographischen Begriffes zur Folge. Der südliche Teil des Elsaß und damit der Sundgau erfuhr im Süden eine Erweiterung über die Quelle der Ill hinaus bis an die Lützel, einem Nebenfluß der Birs. Ziehen wir zum Schlusse eine neuere Quelle „Ristellhuber, Dictionnaire topographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin (Straßburg bei Salomon 1865) zu Rate, so finden wir auf S. 370: „Seit 1790 besteht das Departement du Haut-Rhin aus dem Oberelsaß und dem Sundgau, welchem die ehemalige Republik Mülhausen zugeteilt ist. Der Begriff „Sundgau“ hat Wandlung erlebt, aber die geographische Wandlung entspringt der geschichtlichen. Der Begriff „Sundgau“ verdankt seine Änderung nicht „der instinktiv umschaffenden Tätigkeit der Bevölkerung“. Die Schrumpfung und Wandlung ist vielmehr eine aus der geschichtlichen Entwicklung sich erklärende und zu ver-
stehende, wie die alten Quellen uns beweisen“.

Der Begriff ist, wie ersichtlich — ein flüssiger.

Hat nun aber jeder geographische Schriftsteller das Recht, die Grenzen des Sundgauer nach eigenem Gutdünken zu ziehen?

Nein und abermals nein. —

Der Geograph unserer Zeit muß, wenn er diese uralten Landschaftsbegriffe erhalten will, nach streng geophysikalischen Gesichtspunkten neue Gaugrenzen aufstellen. Er muß auf Grund angestellter geophysikalischer Untersuchungen den flüssigen Begriff in einen festen, stehenden verwandeln.

Krzymowski in seinem Buche: „Die Landwirtschaft des oberelsässischen Kreises Altkirch“ (Berlin, Parey, 1905) und L. G. Werner in einem Aufsatz: „Das Sundgauer Hügelland“ nahmen die Abgrenzung des Sundgauer nach Willkür vor.

Krzymowski nimmt als Grenzen Eisenbahnlinien (!) an. Eine Kritik ist überflüssig. L. G. Werner aber sagt: „Der Name Sundgau bezieht sich heute auf den südlichsten Teil des Oberelsasses und umfaßt hauptsächlich die Kantone Altkirch, Dammerkirch, Hirkingen und Pfirt mit etwa 654 Quadratkilometern und ungefähr 52.000 Einwohnern. Natürliche Grenzen bilden einerseits die Ill, andererseits die Larg, während im Südwesten der Jura und seine Ausläufer gleichzeitig als Grenzen der Schweiz, des Oberelsasses und Frankreichs gelten. Früher umfaßte der Sundgau das ganze oberrheinische Gebiet . . . usw.“ Ill und Larg bilden die Grenzen des Sundgauer nicht, denn die Bevölkerung östlich und westlich gehört ebenfalls den Sundgäuern an. Weiter fährt L. G. Werner fort: „Der Sundgau, der übrigens genau wie die Hart und das Ried nördlich von Colmar eine ganz eigene geographische, von den anderen elsässischen Teilen verschiedene Beschaffenheit zeigt, ist jedoch nicht als abgesonderter Verwaltungsbezirk zu denken.“ Der Sundgau, so wie ihn L. G. Werner abgrenzt, besitzt keine eigene geographische Beschaffenheit, denn das Land östlich und westlich der Flüsse Ill und Larg zeigt dasselbe geomorphologische Antlitz, dieselbe Flora und Fauna, wie das Gebiet zwischen genannten Flüssen. Werner erreicht seinen Kulminationspunkt in dem Satz: „Der Name Sundgau bildet heute nur noch eine allgemeine landläufige Bezeichnung für die Gegend hinter Mülhausen.“ Das ist ein Ausdruck, den ein geographischer Schriftsteller nicht verwenden darf. Werner ist, wie ersichtlich, bei der Abgrenzung des Sundgauer willkürlich vorgefahren; die Leitgesetze, welche bei derselben berücksichtigt werden müssen, hat er

außer Betracht gelassen. Vom rein wissenschaftlich-geographischen Standpunkte muß man für den Sundgau diejenigen Grenzen annehmen, wie sie die geotektonische Entwicklung des Landes gezeitigt hat. Den Jura darf man nicht dazu rechnen. Auch die vorgeschichtlichen Funde, die man nach ihrer Art in Funde der Jurazüge Riffis-Helfrankirchen und die eigentlichen Sundgaufunde teilen muß, sprechen dagegen.

Unter „Sundgau“ hat man demnach das wellige Gelände zu verstehen, welches sich nordwärts vom Jura bis zu den Vogesen und dem Dollertal erstreckt, westwärts von der Landesgrenze durchschnitten wird und im Osten ziemlich steil und plötzlich zur Rheinebene abfällt.

In der Tertiärzeit stellte die Landschwelle „Sundgau“ ein Senkungsfeld dar, das die Verbindungsstraße zwischen dem gewaltigen Mittelmeerarm (Rhonebecken) und dem Oberrheinischen Graben (Norddeutsches Tertiärmeer) bildete. Die oligozänen Bildungen, welche im Sundgau an mehreren Stellen zutage treten, in Gestalt von vorwiegend mergeligen und kalkigen, zuweilen (bei Illfurt) auch schwache Braunkohlenflöze einschließenden Sedimenten, beweisen dies. In den Petrosandmergeln von Hirzbach und Hirsingen bei Altkirch hat man, leider bis jetzt ohne Erfolg, nach Petroleum gebohrt. In der späteren Oligozänzeit zog sich das Meer langsam zurück; vielleicht war die ganze jetzige Rheinebene zwischen Schwarzwald und Vogesen bereits während der Miozänzeit Festland. Auch in der nachfolgenden Diluvialzeit bildete der Sundgau während langer Zeit eine Senke, was aus den verschiedenen Schotterterrassen hervorgeht, welche von den gewaltigen diluvial-glazialen Schmelzwässern oder diluvialen Rheinwässern abgelagert wurden. Zwischen Altkirch und Basel findet man einen groben, durch Führung alpiner Gesteine ausgezeichneten Rheinkies. Derselbe bildet die Fortsetzung der sogenannten Deckenschotter. Nördlich von Altkirch kommt dieser altdiluviale Schotter nicht vor. Aber westwärts läßt er sich verfolgen über Hirsingen, Dammerkirch, in der Belforter Senke bis ins Doubsstal. Es ist dies der deutlichste Beweis dafür, daß in der altdiluvialen Zeit der Rhein von Basel aus nicht nach Norden, sondern vielmehr westwärts nach dem Doubsstal abfloß.

In dieser Zeit dauerten die im Frühtertiär angefangenen tektonischen Störungen fort, welche solche Niveauänderungen hervorriefen, daß die Schmelzwasser ihren Lauf nunmehr nach Norden verlegten in das entstandene Senkungsfeld, den Oberrheinischen Graben. Allerdings wurde ihnen auch der Westweg versperrt durch die diluvialen Schotterbarren. In der Diluvialzeit besonders ist aus dem kleinen diluvialen, meerverbindenden Sunde das lachende, wellige Sundgauer Hügelland entstanden. Inwieweit Flüsse und Bäche mitgewirkt haben, werden wir später noch hervorheben. Die tektonischen Störungen haben im Sundgau auch heute noch nicht ihr Ende erreicht, denn oft zeigt das Straßburger Seismometer Erdstöße an, deren Herd im Sundgau liegt.

Über dem Rheinschotter lagert fast überall, wie Förster nachgewiesen hat, ein mehr oder weniger sandiger Lehm und Löß in drei Entwicklungsschichten ausgebreitet, die an der Oberfläche stark verwittert sind. Bisweilen ist der Löß entkalkt und in Lehm übergegangen.

Am Nordrand erreicht das Terrain 260 bis 280 Meter über Normalnull, im Süden steigt es zu 420 bis 440 Meter an. Die ostwestliche Abdachung, deren höchste Erhebung am Oststrand liegt, an der Stelle, wo der Sundgau steil zum Rheintal abfällt, ist nicht sehr bedeutend.

Höchst eigenartig ist die Talbildung im Sundgau. Ill, Larg und Hundsbach, sie alle fließen in weiten, halbkreisförmigen, konzentrischen Tälern von gewaltiger Breite. Die winzigen Flüsschen von heute, die sich kraftlos und müde in serpentinreichem Bette bewegen, sie können die gewaltigen Täler nicht geschaffen haben. Wir haben in unserem Sundgau ein System alter, großer Trockentäler, in denen junge Talbildungen eingebettet sind. Dr. Klähn wies in seinen „Hydrographischen Studien im Sundgauer Hügelland“ (Straßburg 1893) nach, daß sie durch Tätigkeit der mächtigen Glazialgewässer entstanden sind. Gerland schildert uns ihre Entstehung auf das Trefflichste im „Reichsland“ (1. Lieferung, S. 3. F. H. Ed. Heß, Straßburg): „Nachdem sie (Glazialgewässer) ihre früheren Betten, mächtiger werdend, zunächst mit ungeheueren Schottermassen gefüllt, erweitert hatten, lagerten sie diese letzteren weithin ab, als sie während der ersten Pause der Glaziation selbst minder mächtig flossen, um dann, bei erneutem Vorrücken der Gletscher wieder wasserreicher und arbeitsfähiger, sich breite Betten in die Schotter und deren Unterlage auszunagen. Daher die Ausdehnung der alten Flußtäler, in deren Boden die jetzigen, ohnmächtigen Flußläufe hin und her schwanken.“ Die Halbkreisform der alten Flußtäler ist dem stetigen Einsinken der Ebene nach Norden zuzuschreiben, infolgedessen die diluvialen Wasser ebenfalls genötigt wurden, ihren westwärts gerichteten Lauf nach Norden zu verlegen. In die alten Täler gruben sich später die im Jura entspringenden und in ihren Anfängen den Gebirgszügen parallel laufenden Flüsschen ein, wie Ill und Larg. Werner schreibt darüber: „Das Bett der Ill und Larg verdankt fortwährenden Erosionen in den nahezu parallelen Erdspalten sein Entstehen, während die hier zahlreichen Erdfurchen durch Bodenbewegungen hervorgerufen wurden, obwohl die niederen Gräte, welche die Täler schneiden, keinen stark ausgeprägten Typus zeigen und ihre sanften Abhänge keine kräftigen Vorsprünge aufweisen.“ In ihren Anfängen laufen die Flüsse Ill und Larg in Längstälern, später, nachdem sie die Jurazüge durchbrochen haben, verlaufen sie in den großen Tälern, wie winzige Rinnsale, oft nur erkennbar an dem Erlengebüsch und Weidenbestand an beiden Uferseiten. — Zum Unterschied von den reich bewaldeten, aber wasserarmen Juraketten, die den Sundgau südwärts abgrenzen, zeigt unser Gebiet eine ausgiebige Bewässerung, die in kleineren und größeren Bächen überall das Land durchfließt. Dieselben sind zum Teil diluviale, zum Teil alluviale Gebilde, die sehr viel zum welligen Hügellandcharakter beigetragen haben. Durch sie wurde das Land in zahlreiche Hügel und Hügelchen zerschnitten. Am Ostrand des Sundgaaues entspringen zahlreiche Bäche, welche in ihrem weiteren Verlaufe unter dem Rheinkies verschwinden. Solche Flüsschen, welche in dem Gerölle ganz oder wenigstens zur Trockenzeit darin versickern oder in einen abflußlosen See münden, sind im Sundgauer Hügelland nicht selten. Unterirdisch fließen sie weiter, erodierend (wie z. B. die Ill von ihrem Anfang bis Birsdorf), wodurch nicht selten Erdrutsche, Einenkung des Gerölls, dolinenartige Gebilde zustande kommen.

Hervorzuheben sind endlich noch die zahlreichen Seen des Sundgaaues, die meist perlchnurartig übereinander gereiht sind, eine Talmulde ausfüllen, welche in irgendein Haupttal ausmündet. Diese Seen finden wir überall, wo diluviale Schottermassen ausgebreitet sind, sie erinnern uns an die großen lothringischen Weiher von Gondrexange, Stockweiher usw. Der Entstehung nach haben wir Einsackungsseen vor uns. Durch das Sickerwasser wurde Geröll unterirdisch fortgeführt, eine Einsackung war die Folge; zugleich ging aber auch eine Ent-

kalkung des aufgelagerten Obß vor sich, wodurch mit der Zeit eine wasser- und durchdringliche Lehmedecke erzeugt wurde. Die große Seenzahl, das Vorhandensein einer noch größeren Zahl von Trockenseen in Trockenbetten beweist, daß die Niederschläge in früheren Zeiten weit größer waren als heute. Falsch ist es, die Seen oder Weiher in Talweiher und Waldweiher einzuteilen. Die Lage der Weiher darf nicht als Einteilungsgrund dienen.

Das Klima des Sundgaaues ist ein sehr günstiges; bis heute fehlen bezüglich der Niederschläge meteorologische Angaben aus dem Sundgau selbst, für welchen man die große Industriestadt Mülhausen als typische Station bis jetzt gelten läßt. Wir halten dies für verfehlt. Das Klima dieser Fabrikstadt wird durch den Rauch und Staub der zahllosen Fabriken gewaltig beeinflusst. Die meteorologischen Zahlen dieser Stadt können nicht als Charakterzahlen für den Sundgau betrachtet werden. Zudem liegt die meteorologische Station im Innern der Stadt und nicht etwa in dem luftreineren Rebberg. Durch Zahlen können wir den Unterschied nicht feststellen, wer aber längere Zeit in Mülhausen und im Sundgauer Hügelland gelebt hat, der weiß, daß Mülhausen, verglichen mit dem Sundgau, ein ungesundes und andersartiges Klima besitzt, was durch sorgfältige Beobachtungen bestimmt zum Ausdruck kommt. — Die Winde sind vorherrschende Süd- und Südwestwinde, manchmal auch Föhne von bedeutender Wärme. Aber auch die Süd- und Südwestwinde sind meistens warm, da sie von den wärmeren Gegenden des Ozeans herwehen. Die Niederschläge übersteigen im südlichen Sundgau sicher 1000 Millimeter, betragen sie doch schon in Mülhausen 800 Millimeter, in Tagolsheim, südlich von Mülhausen, 900 Millimeter. Die Hochwasserperiode tritt bei den Flüssen des Sundgaaues im Winter und Vorfrühling ein, was auch am Wasserstand des Rhein-Rhonekanales zu beachten ist, der bei Jungmünsterol in den Sundgau eintritt, sich dann durch das breite Largetal hinzieht, um längs der Ill nordwärts zu verlaufen. Bei dem eben erwähnten Jungmünsterol verläuft die Rhone-Rheinwasserseide, die aber so geringe Höhe besitzt, daß sie nicht als natürliche Grenze benutzt wurde.

Dank den äußerst günstigen physikalischen Verhältnissen ist die Flora und Fauna des Sundgaaues mannigfaltig und artenreich. Rehe, Hasen, Fasanen, Rebhühner, wilde Kaninchen bevölkern die zahlreichen Gehölze, Wiesen und Acker. Obst-, Getreide- und Wiesenbau, Vieh- und Fischzucht findet sich im Sundgau. Auf dem welligen Boden, dessen Höhen meist mit Laubholzwäldern gekrönt sind, gedeihen vorzügliche Getreidearten, Rüben und Feldfrüchte der verschiedensten Arten. An den Hügelhängen in den breiten, wasserreichen Diluvialtälern wechseln saftige Matten mit fruchtbarem Ackerboden, reich bestanden mit Apfel-, Birn-, Nuß- und Zwetschenbäumen. In manchen Gegenden stehen dieselben so dicht, daß die Obstentente zum Brennen der feinen Fruchtschnäpfe verwendet werden (Kirchwasser usw.). Besonders schön angelegte Grasobstgärten findet man hinter den Anwesen der begüterten Bauern. Die saftigen Wiesen liefern vorzügliches Futter für Pferde und Rinder, die man in großer Zahl züchtet, um sie dann auf drei, allmonatlich stattfindenden Jahrmärkten in Altkirch, Pfirt oder Dammerkirch zu verkaufen. Aus Köln, Berlin, ja selbst bis aus Königsberg kommen Großhändler herbei. Oft wird ein Paar Mastochsen mit 1600 Mark bezahlt. In Extrazügen wird das verkaufte Vieh nach seinen Bestimmungsorten transportiert. Daß der Viehhandel meist in den Händen der zahlreich ansässigen jüdischen Zwischenhändler liegt, bedarf keiner weiteren Er-

währung, denn auch der Sundgauer Bauer bedarf beim Viehankauf oder Verkauf des jüdischen Maklers. In den perschnurartig übereinander liegenden Seen wird ergiebige Fischzucht (Karpfen) und Froschzucht getrieben, meist werden die Fische nach Mülhausen, Basel usw. zu Markte gebracht. Häufig liegen die Weiher, welche nicht wenig zu den Schönheiten des Geländes beitragen, in den Laubholzwäldern. Diese bilden sehr oft die Banngrenze der großen wohlhabenden Dörfer, die der Sundgau in großer Zahl besitzt.

In dem zirka 960 Quadratkilometer umfassenden Sundgau kommen etwa 111,5 Seelen auf 1 Quadratkilometer.

Nutzbare Mineralien sind im Sundgau so gut wie nicht vorhanden, vielleicht daß man auf dem Ohsenfeld ähnliche Kalisalzlager auffindet wie bei Staßfurt. Für die elssässische Industrie und den Handel würden diese Funde von weittragender Bedeutung sein. — Die bei Altkirch, Hirzbach und Hirsingen vorkommenden Petroleumsandmergel haben sich als unproduktiv erwiesen, ebenso wie die eoänen Bohnerze (grobolithisch, d. h. aus erbsen- bis nußgroßen Kugeln von tonigem Brauneisenstein gebildeten Eisenerze) bei Büchel, Winkel, Bürgdorf und die alluvialen Raseneisenerze bei Altkirch. Die Bohnerze wurden in französischer Zeit abgebaut. — An nutzbaren Gesteinen ist der Sundgau reich. Besonders sind Kalkstein, Lehm, Mergel, Sand reich vertreten. Die tertiären Süßwasserkalke von Brunstatt, Altkirch werden zu Bausteinen, Trögen, Platten verwendet. In mehreren Kalköfen wird Kalkstein gebrannt und weit versendet. Ton, Lehm, Mergel dienen zur Ziegel- und Backsteinfabrikation, zur Herstellung von Töpferwaren, Verblendsteinen usw. Man findet fast in jedem größeren Sundgauer Dorf eine kleine Ziegelei, die heute noch im Betrieb ist, während die früher ziemlich häufig dagewesenen Glashütten jetzt verschwunden sind. — Mehrere hundert Arbeiter werden in den großen mechanischen Ziegelfabriken von Altkirch, Dammerkirch-Wolfersdorf und Illfurl beschaäftigt, während viele andere ihren Verdienst in den großen Baumwollspinnereien und Webereien finden, welche in den Illtaldörfern, Hirsingen, Dürmenach, Waldighofen, Koppenzweiler in neuerer Zeit erbaut worden sind. Durch all die großen Fabrikbetriebe wurde dem Landmann viel Arbeitskraft entzogen, so daß besonders die großen Farmer (meist Wiedertäufer) galizische Polacken kommen lassen und in ihnen genügsame, fleißige Feldarbeiter besitzen. Als Melker und Viehhüter werden meistens Schweizer verwendet, rauhe, sehr geschickte, aber oft „feiernde, trunkene Leute“.

Nehmen wir noch die zahlreich vorhandenen italienischen Erdarbeiter, die redelustigen Franzosen, so haben wir alle die Rassen aufgezählt, die in unserem Sundgau zu finden sind. Auffällig ist der Vermögensunterschied zwischen sozialdemokratischen und christlichen Arbeitern. Während diese sich durch eine gewisse Arbeitsfreudigkeit, Zufriedenheit und Wohlstand auszeichnen, herrscht bei jenen Unbehagen, Arbeitsunlust und häufig Not und Armut. Freilich sind sie ihren Genossen an Geistesaufklärung weit voraus.

Auf die verkehrsgeographische und historische Bedeutung des Sundganes brauchen wir nur hinzuweisen. In der alten Senke verläuft der Rhein-Rhonekanal, die Eisenbahnlinie Paris—Straßburg und die uralte Heerstraße, welche sich durch die Burgunder-Pforte von Frankreich nach Deutschland hinzieht. Als Wegsperrre im Kriegsfall brauchen wir auf französischer Seite nur an Belfort zu erinnern. Auch auf deutschem Boden wird wohl bald eine Feste erbaut werden.

Che wir unseren Aufsatz schließen, wollen wir noch kurz den Sundgauer Bauer und den Altkircher Jahrmarkt betrachten. Die eigenartigen Sitten bei

Hochzeiten, am Epiphaniastag hat L. J. Werner in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ eingehend behandelt.

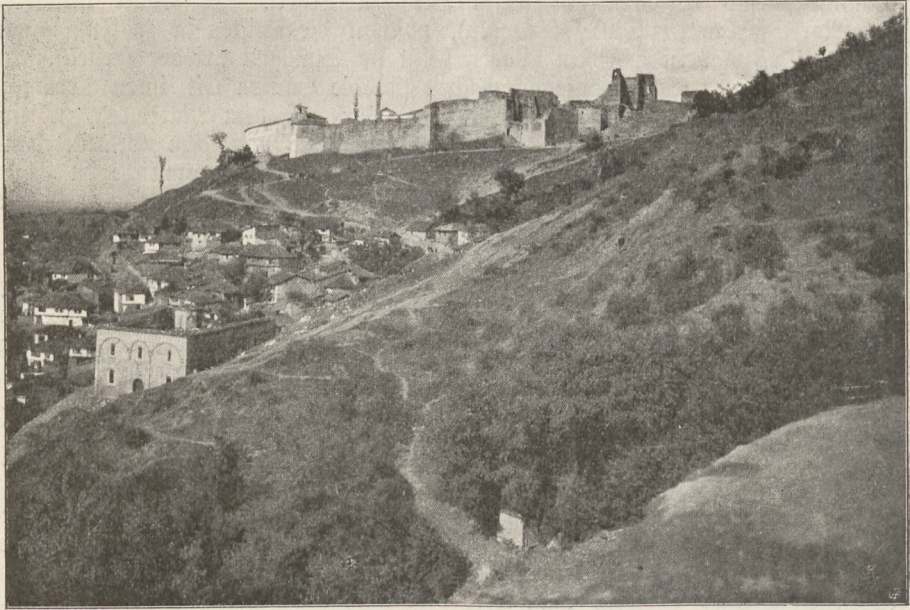
Wer die Bevölkerung des „groben Striches“ studieren will, der muß nicht auf den Eisenbahnen Mülhausen—Belfort oder Altkirch—Pfirt den Sundgau durchqueren; nein, er muß den Sundgauer Bauer auf den Jahrmärkten beobachten, wie sie allmonatlich in Dammerkirch und Altkirch abgehalten werden. Weit bekannt sind die Altkircher Jahrmärkte. Nicht allein aus dem Ober-, sondern auch aus dem Niederrheinland, Köln, Frankfurt, Düsseldorf kommen Viehhändler und Großschlächter, starknochige Gestalten, die Geldtase umgeschwänkt, herbei, die gut gemästeten Rinder einzukaufen.

An den Jahrmärkten strömen aus allen Sundgaudörfern verkaufslustige Männlein und Weiblein mit ihrem Vieh zu Markt. Der Bauer nennt es „z' Markt faohre“ (zu Markt fahren), obschon die meisten ja zu Fuß laufen müssen. Das Fahren auf dem Wagen heißt im Sundgau „ridde“ (reiten).

Schon vor Sonnenaufgang machen sich die Bauern mit ihren Verkaufsprodukten auf den Weg, um spätestens 8 Uhr auf dem Marktplatz zu sein, Kornhausplatz genannt, da er auf der einen Seite von dem Gemeindehaus begrenzt wird, dessen unterer Raum als Verkaufshalle für sämtliche im Lande gepflanzten Getreidearten dient. Auf dem Marktplatz befinden sich eiserne Pfosten und Ketten, an welchen das Marktvieh angebunden wird.

Von ferne leuchten die Vogesengipfel, von lichtsprühendem Flammenmeer umflutet. Der Tag hat in seiner hehren Größe begonnen; dort am Baume steht ein gläubiger Jude, Gebetsriemen um Körper und Kopf geschlungen, die zehn Gebote auf der Stirn. Eben hat er sein Gebet beendet; es ist höchste Zeit, denn schon sieht man, wie der Markt sich mit den Sundgauer Bauern füllt. Die aus dem Alltal, aus dem oberen Largtal bis nach der Schweizergrenze hin kennzeichnen sich meistens als hochgewachsene, fehnige Gestalten, während die Bewohner des südlichen Teiles des Kantons Dammerkirch meist untersezte, mittelgroße Leute sind. Romaniische Mischung gerade in diesem Teile des Sundgaues ist deutlich erkennbar. Die Bewohner dieser Gegend sind weit lebendiger, gesprächiger und offener als der verschlossene, eckige Sundgauer, gleich derb in Sprache und Gebärde. Eine gewisse Dickköpfigkeit, Starrheit kann man an dem echten Sundgauer rühmen, man wird dies auch beim Handeln sehr gut beobachten können; eher treibt er sein Rind wieder heim, als daß er von dem festgesetzten Preis abgeht. An angestammten Sitten und Gebräuchen hält er treu fest. Dies gilt gerade von jenen Bauern, deren Anwesen nicht im Bereiche der modernen Verkehrsmittel liegen. Sie tragen meist alle die charakteristische graue Bluse, von zwei Messingspangen geschlossen; darunter eine gestrickte Weste, ein altkleinenes Hemd mit großen Manschetten und Umlegekragen, sowie eine schwarze Binde. Die Beinkleider bestehen aus festem, hellbraunem, weiß gesprenkeltem Lodenstoff, Schweizerfabrikat. Oft sieht man auch den Bauer in einem kompletten Lodenanzug. Derbe Lederschuhe und im Winter eine ererbte Pelzmütze bilden den Rest der Bekleidungsstücke. Rauh ist die Kleidung des echten Sundgauer Bauern, rauh ist seine Sprache in Ausdruck und Aussprache, was besonders beim eh, das nur als Rachenlaut ausgesprochen wird, zur Geltung kommt. Für Frau sagt der Sundgauer Wiberwolf = Weibervolk, böös = un-gattig usw. Derb ist auch die Kost des Sundgauers, gerade deshalb ist er zäh, ausdauernd in jeglicher Beziehung. Aber trotz all dieser Rauheit liegt doch ein guter Kern in dem Sundgauer Bauern. Wer es versteht, mit den Leuten zu

reden, wer an ihrer rauhen Schale keinen Anstoß nimmt, der wird gar bald erkennen, daß der Sundgauer im Durchschnitt ein rechtschaffener, arbeitsamer und arbeitsfreudiger, genügsamer Mensch ist, der treu an seiner Religion und seinem „Herrn Pfarrer“ hält. Männer und Frauen, jung und alt, gehen gar eifrig in die Kirche. Nach beendetem Nachmittagsgottesdienst treffen sich die Männer in der Dorfschenke, sprechen über Wetter und Fruchtstand, über Politik usw., während die Frauen gegenseitig „z' Kalte gehen“, d. h. sich gegenseitig Sonntagnachmittags- oder Sonntagabendbesuche abstatten. Auch in der Woche kommt man abends zusammen, erzählt, liest, singt, um zu gleicher Zeit sich mit einer Strickarbeit zu beschäftigen, welche in unserer Zeit die Spindel abgelöst hat. —

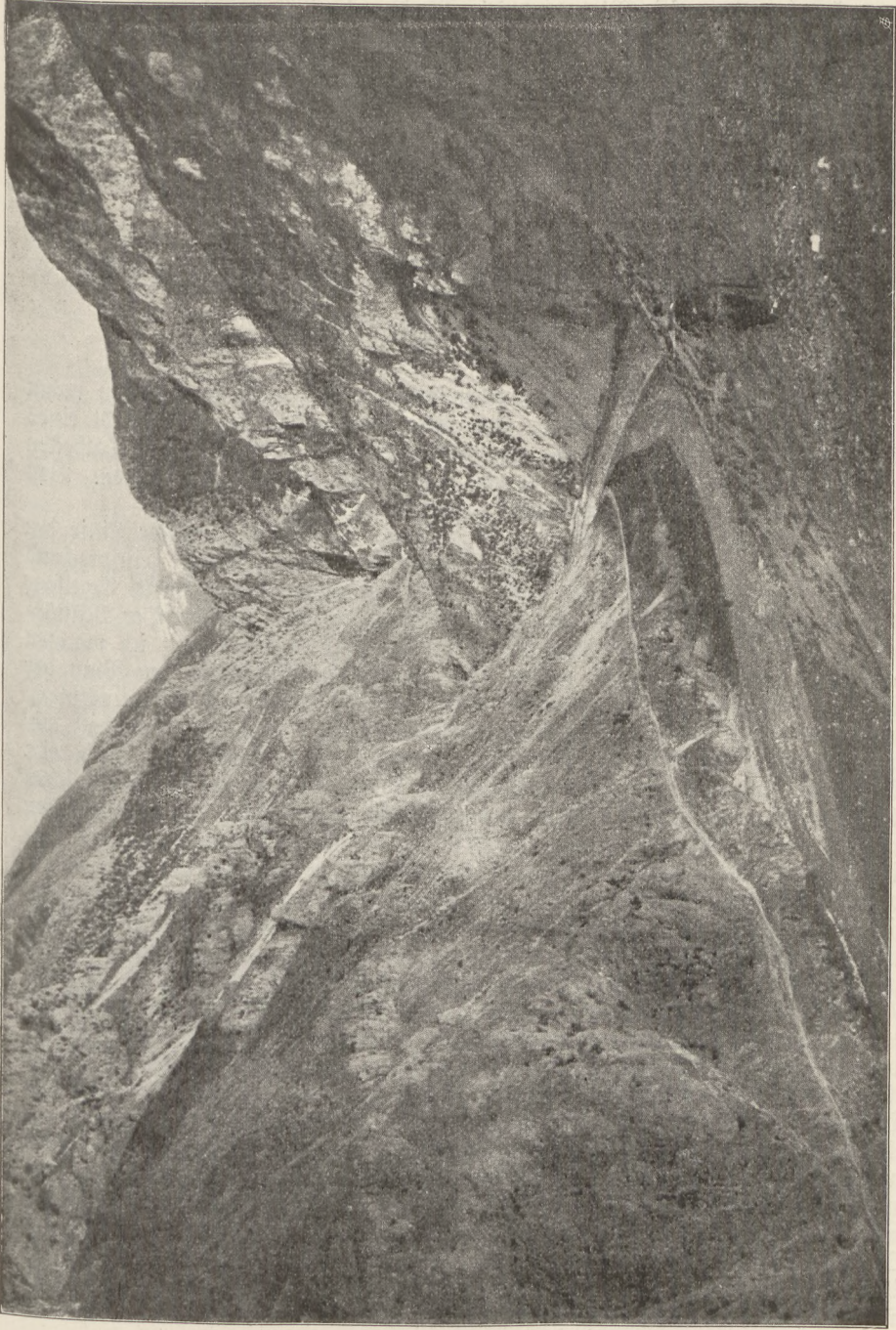


Ansicht von Prizren. (Zu S. 300.)

(Nach einer photographischen Aufnahme von P. Freiherrn v. Salis-Soglio.)

Die wichtigste Person im Dorfe ist zweifellos der Herr Meier (maire), Bürgermeister, vor dem die Bauern gar ehrfürchtig den Hut ziehen, da er meistens der reichste und angesehenste Bürger des Dorfes ist. Auch auf dem Jahrmärkte kann man den Bürgermeister und die reicheren Leute leicht von dem Mittelbauern unterscheiden; ihre Bewegungen sind freier, ihr Gang aufrecht, manchmal breitstolz; auf ihrem Antlitz lagert ein Zug von Schlaueit und Überlegenheit und oft kann man das Bewußtsein des Reichtums ablesen.

Der Jahrmärkte ist die Stätte, wo sich alte Bekannte vielleicht nach vielen Monaten wieder sehen. Herzliche Freundigkeit über das Wiedersehen, Äußerung derselben auf eine etwas rauhe Art in Wort und Bewegung kann man hier oft beobachten; es tritt hier auf schlichte, derbe Weise das Volksgemüt zutage.



Tal der Prizrenska Gërrica bei Prizren, im Hintergrunde der Sar. (Zu S. 299.)
(Nach einer photographischen Aufnahme von P. Freyherrn v. Satis-Saglia.)

Hat der Bauer sein Kind oder sein Pferd verkauft, so macht er einen Krom (Geschenk) für Weib und Kind; nicht selten fällt der Ahnungslose bei dem Marktschreier herein, der ihn am Rockzipfel festhält und ihn ähnlich wie der Nürnberger oder die Tirolerin in Goethes Jahrmaktfest zu Bundersweilern durch ihre Sprüchlein betört.

Ein Ausflug in Makedonien im Jahre 1906.

Von Paul Freiherrn v. Salis-Soglio.

Auf meiner im Jahre 1906 unternommenen Reise nach Makedonien nahm ich längeren Aufenthalt in Üsküb, dem alten Scupi, jetzt der Hauptstadt eines Sandschaks im Vilajet Kosovo, am oberen Wardar in fruchtbarem Talbecken gelegen. Der erste Ausflug, den ich von Üsküb aus machte, galt Prizren. Von dort ging es über den Sar-Kalkandelen zurück nach Üsküb.

Um Gegenden in Makedonien zu bereisen, bedarf es in erster Linie der Einwilligung der türkischen Behörden. In Üsküb residiert als Wali (entsprechend unseren Statthaltern) ein sehr intelligenter, deutschsprechender Türke Exzellenz Mahmut Schefget Pascha, der den besten Einfluß auf alles ausübt. Der Militäradjoint Oberstleutnant des Generalstabes Graf Salis-Seewis und ich machten dem Wali einen Besuch und teilten ihm bei dieser Gelegenheit den Plan der Reise mit. Er ließ mir ohne weiteres einen Teskerel (türkischen Paß) ausfolgen und veranlaßte, daß uns Bedeckung beige stellt wurde, wünschte aber, daß wir nicht über Budakova nach Prizren ritten, sondern auf der Straße über Suchareka. Er meinte, daß, wenn der Räuber Hussein in Budakova meinen photographischen Apparat sehe, er darin Geld vermute und gewiß sich in den Besitz desselben zu setzen trachten werde. Ohne Bedeckung zu reisen ist gerade nicht ratsam und die türkischen Behörden erlauben es nicht. Das Gepäck wurde in Tragkörben mitgenommen, weil auf den Wegen über den Sar nur ein Tragtier weiter kommt. Die Pferde gingen mit Fußmarsch nach Ferizović, der letzten Bahnstation, voraus. Am 9. Mai um 7 Uhr 30 Minuten morgens traten wir die Reise von Üsküb nach Ferizović an. Dorthin kamen wir um 10 Uhr 30 Minuten vormittags. Trotzdem die Distanz Üsküb-Ferizović nur 50 Kilometer beträgt, dauert die Fahrt drei Stunden. Allerdings hat die Bahn eine Steigung von 250 Meter zu überwinden. Bei Ferizović (578 Meter) wird die Wasserscheide zwischen dem Agäischen und dem Schwarzen Meer erreicht. Auf dieser Bahn verkehrt jeden Montag, Mittwoch, Freitag ein Zug nach Mitrovitz, Dienstag, Donnerstag, Samstag fährt dieselbe Zugsgarnitur von Mitrovitz nach Üsküb. Als die Betriebsdirektion die Züge schneller fahren lassen und den Fahrpreis erhöhen wollte, erklärten die Albanesen, sie würden auf den Zug schießen, denn mehr zahlen und kürzer in der Eisenbahn sitzen, das gäbe es nicht. Die Eisenbahn, die eingleisig ist, überschreitet den Wardar auf einer eisernen Brücke. Bei Ormanu wird ein Defilee erreicht. In demselben strömt, von der Bahn öfters überseht, der Lepenar, ein im Frühjahr sehr reizender Gebirgsfluß. Ein Weg führt auch nach Kačanik, der von der Bahn sichtbar ist, doch ist dessen Benutzung mit Wagen keine Annehmlichkeit.

Račanik ist schon außerhalb des Gendarmerie-Reformtrayons. Die Lage dieses Städtchens, das zirka 3000 Einwohner zählen mag, ist sehr hübsch, jedoch sieht die Bevölkerung europäischen Besuch nicht gerne. Von dort wird auch meistens der angeblich höchste Berg der Sarplanina, der Bjuboten (2700 Meter) erstiegen. Vor Ferizović erweitert sich das Tal und man tritt bei diesem Ort in das Kossowopolje (Amfelsfeld), auf welchem im Jahre 1350 die große Schlacht geschlagen wurde, infolge deren das Serbenreich von den Osmanen zertrümmert wurde. Bei Ferizović gibt es eine Bifurkation, jedoch soll dieselbe dadurch entstanden sein, daß die dortigen Müller einen Graben anlegten, der die beiden Flußläufe verband. Auf dem Bahnhof erwarteten uns Monsignore Glasonić, ein katholischer Geistlicher, der wie alle albanesischen Geistlichen einen Schnurbart trägt, ferner der Mudir (Ortsvorstand) und unsere Bedeckung. Dieselbe bestand aus einem Gendarmerieleutnant, etwa 50 Jahre alt, 11 berittenen Gendarmen (Gendarm-Suwaris), 1 Kavallerieleutnant, 12 Kavalleristen (Suwaris) und 2 berittenen Reformgendarmen; die letzteren waren mit unseren Pferden gekommen. Die Uniform der Gendarm-Suwaris war sehr verschieden. Während die Reformgendarmen alle gleiche Uniformen haben, ähnlich der bosnischen Infanterie, sind die anderen Gendarmen verschieden angezogen. Sie hatten einen Attila mit gelber oder roter Verschmürung, dunkelblaue oder graue Hosen und Eszimen. Die Attilas waren offen und darunter der Gürtel mit Patronen zu sehen. Die zwei Tschekessen unter ihnen hatten sehr schön eingelegte Säbel und Bügel, auf den Sätteln Polster. Die Gewehre (Henry Martini) trugen sie vorn oder rückwärts am Sattel oder umgehängt. Am Bahnhof wurde noch schwarzer Kaffee serviert und der Versuch gemacht den Gendarmerieleutnant zu bestimmen über Budakova zu reiten, davon wollte er aber nichts wissen. In Budakova hat der berühmte Räuber Hassan Hussein seine Kule (einen befestigten, zur Verteidigung eingerichteten Wohnsitz). Ungefähr 25 Menschen hat er ermordet, ich glaube aber nicht, daß dadurch sein Gewissen sehr belastet ist. Mit seinen Brüdern und Verwandten bildet er Banden und beraubt vorüberziehende Reisende. Die türkische Regierung wird seiner nicht habhaft, denn sobald eine Unternehmung gegen ihn ausgeführt wird, flüchtet er ins Gebirge.

Da beim Abreiten noch nicht ganz bestimmt war, ob wir nicht doch vielleicht über Budakova den Weg nehmen würden, so tönte der Wunsch „Gute Reise“ ganz eigentümlich in den Ohren. Nun ging es landeinwärts eine Zeitlang ziemlich eben zwischen gut angebauten Feldern und hie und da zwischen Niederwald. Die Straße war ganz gut. In Stimlja wurde gerastet. In dem diesen Ort durchfließenden bis 2 Meter tiefen Bach badeten Kinder in Adamskostüm. Hinter Stimlja traten wir ins Gebirge. In Klisurskahan (Han bedeutet Unterkunftshaus) rasteten wir etwa eine Stunde. Dort trafen wir eine große Anzahl von Prizren kommender, fieberkranker Soldaten, die nach Üsküb in das Spital abgingen. Von da an fieberkranker Soldaten, die nach Üsküb in das Spital abgingen. Von da an war auch die Straße durch Infanterieposten gesichert. Den Namen Straße kann der Weg, auf dem wir weiter ritten, freilich nicht in Anspruch nehmen. Wagen verkehren zwar dort und auch unser Gepäck wurde so nach Prizren gebracht. Großes Vergnügen muß es aber gerade nicht sein in einem solchen Wagen zu sitzen. Wir begegneten auch reisenden Kaufleuten, alles unter Bedeckung. Von Klisurskahan beginnt der Aufstieg auf die Höhe Duljehan (915 Meter). Von dieser Anhöhe hatten wir einen prachtvollen Blick sowohl auf den noch teilweise mit Schnee bedeckten Sar, über dem starke Gewitter niedergingen, als auch auf die westalbanischen und Prizrener Berge. Von dort ging es steil nach Suchareka

hinunter. In diesem Orte lag ein Infanteriebataillon. Eine schöne halbzerfallene Kule und eine hübsche malerische Moschee bilden das einzig Interessante. Als wir dort rasteten, kamen Bizekonsul Lejhaner und Baron Nopcia von Prizren an, die uns entgegen geritten waren. Wir nahmen um $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags das Mittagmal, bestehend aus Konserven und schwarzem Kaffee, im dortigen Han zu uns. Bei Suchareka beginnt die Prizrener Ebene. Die Straße wurde wieder besser, nur die Brücken fehlten entweder ganz oder waren nur zur Hälfte vorhanden. Es ging im flotten Trab weiter und wir trafen um $\frac{1}{7}$ abends in Prizren ein. Beim Ritt zum Konsulat wurden wir vielfach durch Abnahme des Fez begrüßt und Kinder riefen uns deutsch „Guten Abend“ zu. Die uns grüßten, waren Christen, denn der echte Mohammedaner nimmt seinen Fez nicht ab.

Prizren liegt 460 Meter hoch und hat eine Einwohnerzahl von zirka 30.000 Seelen. Albanesen, Serben, Griechen bilden die Bevölkerung. Die Moscheen sind meistens vormals Kirchen gewesen. Die Stadt liegt zum Teil in der Ebene, zum Teil am Berge und in die oberen Teile führen sehr steile, enge Gassen. Man könnte sie als eine Gartenstadt bezeichnen, denn jedes Haus hat seinen Garten. An der Bergesehne liegt das österreichisch-ungarische Konsulat. Außer diesem existierte damals nur noch das russische. Im Herbst 1906 haben auch die Italiener ein Konsulat dort errichtet. Wir waren kaum im Konsulat, wo wir als Gäste des Bizekonsuls wohnten, angelangt, als schon Besuche sich einstellten. Zuerst kam der Gendarmeriemajor, der offenbar froh war, daß wir glücklich in Prizren angekommen, dann Se. Erzellenz der katholische Erzbischof der Mährdjiten (eines Albanesenstammes) Pasquale Trokji, der auch einen Schnurrbart trug. Derselbe ist ein sehr intelligenter, liebenswürdiger, etwa 50 Jahre alter Herr, der albanesisch und italienisch spricht. Die Mährdjiten wohnen hauptsächlich um Drosi im Albanesischen Gebirge. Außer diesen sind auch die Sandesen katholisch. In Prizren bekennen sich gegen 250 Familien zum Katholizismus. Die Mährdjiten sind sehr fleißige Arbeiter. Sie machen prachtvolle eingelegte Rahmen, deren Preis bis 10 Kronen geht, auch sonstige Silberfiligran- und eingelegte Arbeiten. Der Verdienst dabei beträgt 1 Piafter, zirka 20 Heller im Tag.

Am 10. Mai kam der Adjutant des Divisionärs Schemsi Pascha und entschuldigte denselben, da er fieberkrank sei. Schemsi Pascha, ein Bosniak, ist ungefähr 70 Jahre alt, ein sehr energischer Kommandant, den die Albanesen nicht lieben. Der Hauptmann war Flügeladjutant des Sultans. Der Sultan läßt 8 bis 10 Söhne der mächtigsten Familien seines Reiches 6 bis 8 Jahre in Konstantinopel studieren. Dieser Hauptmann gehörte einer solchen Familie in Sjenica an.

Hierauf machten wir unsere Besuche. Zuerst zum Mutesariff (Bezirkshauptmann), dann zum Gendarmeriekommandanten im Konak, dann ging es zu Erzellenz Trokji, den drei katholischen Geistlichen, den drei Schwestern, die eine Schule dort unterhalten, zum russischen Bizekonsul, zu den Herren des Konsulats. Überall wurden schwarzer Kaffee und Raki (ein sehr starker Schnaps) kredenzt. Nachmittags ging ich mit einem Kawaffen in die Stadt zu photographieren. Ein Feuer, welches im Bazar entstand, wurde, trotzdem alles von Holz ist, in unglaublich kurzer Zeit gelöscht. Prizren wird von einem sehr reizenden Fluß, der Prizrenska Bistrica, durchströmt. Über dieselbe führen fünf Brücken; die Hauptbrücke ist gedeckt und auf ihr befinden sich Geschäfte so wie auf dem Ponte vecchio in Florenz.

Am 11. Mai unternahmen Oberstleutnant Graf Saliz, Bizekonsul Lejhaner, der russische Bizekonsul Toukholka und ich unter Bedeckung von einem Gendarm-

Suwari, 2 Kawassen und den 2 Reform-Gendarmen einen Ritt gegen Westen. In Duri wurden wir durch den Mudir des Ortes aufgehalten, der uns furchtbar anschrte und in seine Kule einlud. Dort befand sich auch sein Vater. Der war schwerhörig und so hatte sich der Mudir angewöhnt laut zu schreien. Im Anfang glaubten wir, es sei ihm nicht recht, daß wir hingekommen, aber er zeigte sich als sehr lebenswürdiger Gastgeber. Duri ist ein Ort mit sehr schönen, aus Stein gebauten Häusern, die zur Verteidigung eingerichtet sind. Die Felder sind gut geackert und die Steine aus denselben entfernt. Beim Mudir wurden uns schwarzer Kaffee und Zigaretten angeboten. Unsere Bedeckung erhielt Hammelbraten und Milch. Der Vater, 70 Jahre alt, aber vollkommen rüstig, erzählte uns, daß er schwerhörig geworden sei, weil er sich auf einfache Weise die Zähne ziehe. Er brauche keinen Zahnarzt. Wenn ein Zahn ihm wehe tue, so binde er um denselben einen Spagat, das andere Ende werde an die Türe befestigt, dann dieselbe zugeschlagen, und zwar so oft, bis der Zahn draußen sei. Er trug mir eine Zigarette an, die er selbst gedreht und gelect hat. Als ich selbe nicht nehmen wollte, da ich weder Raucher bin, noch die Fabrikation sehr einladend war, meinte er, einem alten Manne dürfe man nichts abschlagen. Weiter ins Gebirge zu reiten riet uns der Mudir ab, da die Albanesen auf unerwünschten Besuch schießen. Von dort ging es auf einem anderen Wege wieder nach Prizren zurück.

Nachmittags machten wir zuerst Besuch beim Militärkommandanten. Da Freitag war, der türkische Sonntag, erhielten wir Limonade, eine wahre Wohltat nach all dem Schwarzen. Vom Fenster des Hauses hatte man einen prachtvollen Blick auf die Albaner Berge und als ich hierüber eine Bemerkung machte, sagte er: Langeweile habe er nie, denn, wenn er von der Arbeit ermüdet aufsehe, hole er sich neue Kraft zur Arbeit bei diesem Anblick. Dann wurde ein Ausflug auf die Dusanfeste unternommen. Dusan war der letzte Fürst des großen Serbenreiches und regierte um das Jahr 1350. Der Weg zur Feste ist nur Schwindelfreien zu raten. Außer kolossalen echten Kastanienbäumen, die einen Umfang von mindestens 6 Metern in Manneshöhe haben, sind Bäume nicht vorhanden, alles ist kahl. Die Dusanfeste ist sehr stark zerfallen und nur noch wenige Mauern sind vorhanden. Dieselben haben auch eine geringe Stärke von höchstens 1 Meter. Zur Rückkehr wählten wir den im Tale führenden Weg und mußten zu diesem Zweck den Fluß durchsurten. Die Kawassen riefen Leute an, die mit ihren Pferden vom Markte zurückkehrten, sie sollten warten, bis wir hinüber kämen. Die Leute aber beeilten sich weiterzukommen, da sie glaubten, es seien Räuber, die ihnen die Pferde wegnehmen wollen. Als wir näher kamen, sahen sie, daß es Fremde seien, von denen sie nichts zu fürchten hätten. So setzten wir uns auf die Pferde. In der Mitte des Flusses, der sehr reißend ist, verlor mein Pferd den Boden und ich nahm ein unfreiwilliges kaltes Bad, dem mich 2 Kawassen entrißen. Da ich mich etwas in die Stricke, welche die Bügel bilden, verwickelt hatte, wäre ich allein nicht losgekommen. Als wir weiter gingen, fielen von dem steilen Hang Steine herunter. Die Kawassen schossen sofort hinauf und diese so wie 2 Gendarmen, die von der Festung bei Prizren schnell herbei kamen, kletterten die sehr steile Höhe hinauf und verhafteten einen Hodscha (Priester) und 3 Schafhirten, welche die Steine herunter gewälzt hatten. Ob die Steine uns geglolten, darüber konnten wir keine Gewißheit erhalten.

Am 12. Mai wurde ein Ritt ins serbische Kloster Sv. Trojica (heilige Dreifaltigkeit) unternommen. Dasselbe liegt auf einer Anhöhe und ist von einem

hohen Berge überragt. Bei dem Kloster war sehr schöner Laubwald und auf dem Berge in Höhlen lebten Einsiedler. Das Kloster hat Fremdenzimmer, die von reichen Serben gestiftet sind. Eine kleine Kirche steht im Hof und eine Menge böser Hunde sind die Wächter. Als wir dort ankamen, wurden die Glocken geläutet. So wird dortzulande die Ankunft eines Gastes bekannt gemacht. Zwei Priester, von denen der eine deutsch sprach, eine brustkranke hübsche Serbin, die zur Erholung mit ihrer Mutter gerade angekommen war, sowie Knechte und Mägde waren die Bewohner des Klosters.

Sonntag den 13. Mai wohnten wir der Messe in der katholischen Kirche in Prizren bei. Diese ist sehr hübsch und sauber, aber einfach. Der Gesang war nicht gerade sehr wohlklingend. Mittags gab es ein Diner auf dem russischen Konsulat; bei demselben war auch der amerikanische Gesandte anwesend, der in Bukarest, Belgrad und Sofia beglaubigt war, und der die Reise dann mit uns fortsetzte.

Am 14. Mai, um 5 Uhr früh, brach folgende Gesellschaft von Prizren auf, und zwar über den Sar-Kalkandelen nach Üsküb: der amerikanische Gesandte Kiddle, Oberstleutnant Graf Salis, Bizekonsul Bejhaner, Tonkholka und ich und 16 Mann Bedeckung. Der russische Konsul gab uns bis auf die Höhe das Geleite. Zuerst hatten wir einen steilen Aufstieg auf einem Weg, wo die Pferde nur einen Fuß vor den anderen setzen konnten. In einer Stunde waren wir 1000 Meter hoch, dann ging ein ziemlich guter Weg langsam steigend auf 1500 Meter. Je höher wir kamen, desto schlechter wurde das Wetter. Nach einem zweiten ziemlich steilen Aufstieg erreichten wir das Karakol (kleines steinernes Wachhaus) Karataş, 1700 Meter hoch. Die Felder waren bis 1500 Meter gut bestellt, der Laubwald jedoch noch nicht grün. Bevor wir das Karakol Karataş erreichten, hörten wir ein donnerähnliches Getöse, welches von einem Wasserfall herzurühren schien. Die Flora hatte schon ganz den Charakter wie in den Hochalpen. Von Wild keine Spur. Beim vorgenannten Karakol, wo wir um 9 Uhr eintrafen, rasteten wir, die Besatzung des Wachhauses besteht aus ungefähr 20 Mann. Von dort aus waren Infanterieposten sowohl auf der Höhe des Sattels (2080 Meter), den wir um 10 Uhr erreichten, als auch beim Abstieg aufgestellt.

Von Karakol angefangen waren bis zum Paß große Schneeflächen zu überschreiten und es regnete. Die erste Raft beim Abstieg wurde durch einen Reformgendarm hervorgerufen. Derselbe war vorausgeeilt, hatte ein kleines Feuer gemacht und als wir kamen, wollten wir ihn nicht hindern seinen beliebten Schwarzen zu trinken. Der Abstieg war steil und der Weg durch Bäche manchmal so schmal, daß nur Gebirgspferde solche Stellen überschreiten können, ohne in den daneben gährenden tiefen Abgrund zu stürzen. Wir begegneten hinter dem Orte Bezal Karawanen, welche auf Tragtieren Waren nach Prizren transportierten. Der Ausblick war leider durch Wolken und Regen behindert, nur hie und da sah man die großartige Gebirgsgenerie. In Kalkandelen kamen wir um 3 Uhr nachmittags an. Es ist eine etwa 10.000 Einwohner zählende Stadt und ein Hauptnest der Komitatşchi. Komitatşchi nennt man die Banden bildenden Bulgaren. In Kalkandelen werden Gewehre erzeugt, jedoch aus weichem Stahl, also nicht sehr dauerhaft. Dort gab es im Konak wieder Begrüßung durch den Kamiakan (Bezirkshauptmann) und den Militärkommandanten. Im Zimmer, wo die Begrüßung stattfand, war eine sehr schön geschnitzte Decke. Um $\frac{1}{4}$ Uhr ging es zu Wagen unter dem Schutze von 3 Gendarmen weiter nach Üsküb. An der Straße hinter Kalkandelen saßen viele türkische Bettlerinnen. Die Fahrt ging gut vonstatten; bei Hussein Schah passierten wir den Wardar. Dort waren

2 Pferde der Gendarmen so ermüdet, daß sie zurückbleiben mußten. Nach Passierung des Wardar traten wir wieder in den Reformgendarmeregion, dort war auch der erste Posten. Die Straßenbrücken sind nicht im besten Zustand und als wir in die Dunkelheit kamen, wurde sehr vorsichtig gefahren. Überhaupt war die Fahrt in der Dunkelheit nicht sehr angenehm. Um 9 Uhr abends trafen wir in Usküb ein.

Die Reise hatte sehr viel des Interessanten geboten und ich hatte damit einen Teil Makedoniens kennen gelernt, der in jeder Beziehung die Mühe und die Strapazen lohnt. Die Photographien, die ich auf der geschilderten Tour aufgenommen, sind mir eine sehr interessante Erinnerung.

Feuerbeschwörung in Japan.

Von Ludwig Deinhard in München.

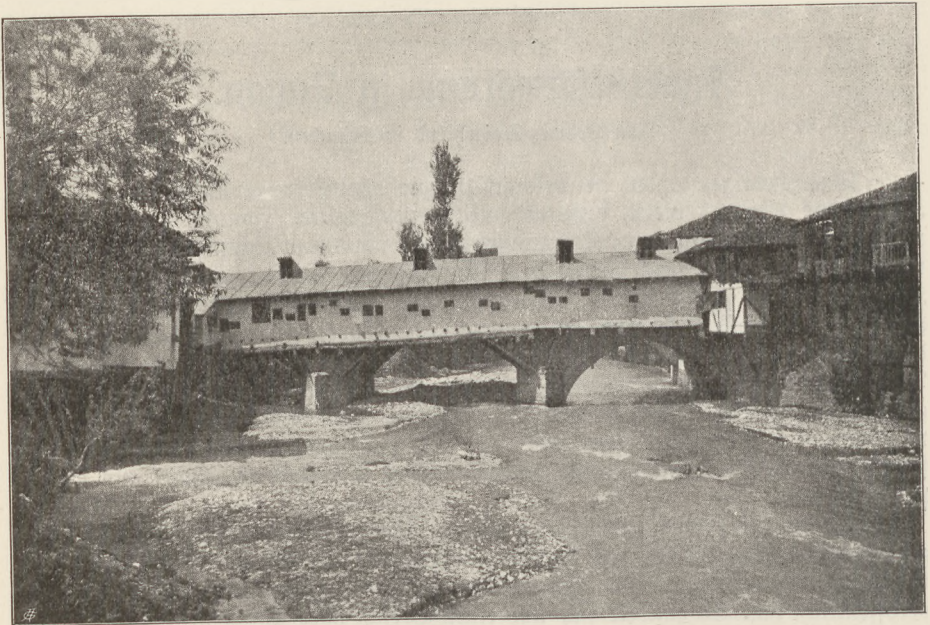
Das heutige Japan ist bekanntlich für alle Errungenschaften, welche die Kultur des Westens bietet, außerordentlich empfänglich. Handle es sich um die neuesten Entdeckungen der Naturwissenschaft, um neue technische Erfindungen, um Neuerungen auf dem Gebiet des Militär- und Marinewesens oder sonstige Kulturfortschritte des Westens, Japan ist stets bereit, dies alles zu prüfen und wenn es ihm paßt, sich auch anzueignen. Wir Europäer sind deshalb gewohnt, den Japaner als einen in jeder Beziehung modernen Menschen zu betrachten. Allein es gibt trotzdem in der Seele des heutigen Japaners noch Winkel, die diesen allgemeinen Fortschritt nicht mitgemacht zu haben scheinen, Winkel, in denen noch wunderliche Überbleibsel alter Praktiken — wir sagen wohl deutlicher, Rückstände eines alten Aberglaubens zu finden sind. Wenigstens scheint uns Europaern dies so.

Wir wollen im folgenden versuchen, solche Winkel aufzudecken und uns zu dem Ende an Mitteilungen hierüber halten, die ein Mitarbeiter der in Adyar bei Madras in Indien erscheinenden Monatschrift: „The Theosophist“ kürzlich veröffentlicht hat. Es handelt sich um einen Bericht über anscheinend dem Gebiet der Magie angehörende Vorgänge in Tokyo, denen dieser Mitarbeiter persönlich angewohnt hat. Wir entnehmen demselben folgende Einzelheiten:

„Mitten in dem hochzivilisierten Tokyo, in einer sehr belebten, vom Lärm der elektrischen Trambahn erfüllten Straße befindet sich ein Shintotempel von mäßiger Größe. Im Hofraum dieses Tempels kann man jedes Jahr am 15. und 16. September Leute sehen, die sich mit siedendem Wasser taufen lassen oder barfuß über rotglühende Kohlen weglaufen. Diesen Vorgängen habe ich — versichert uns der oder die Betreffende — mit größtem Interesse, gespannter Aufmerksamkeit und unter günstigen Verhältnissen angewohnt und dabei die hier folgenden Beobachtungen gemacht. Ich bemerke dazu, daß meinen Aufzeichnungen an Ort und Stelle gemachte Notizen zugrunde liegen.

„Dieser sogenannte Kandakutempel gehört zur Shinshusekte des Shintōismus. Er feiert jedes Jahr an den genannten beiden Septembertagen ein Fest und prangt dann im Schmuck von Flaggen und Guirlanden, wie alle japanischen Tempel bei solchen Gelegenheiten. Priester in altmodischen langen Gewändern und mit ebensolchen Kopfbedeckungen nehmen ein endlos langes Ritual durch. Er-

wachjene und Kinder der niederen Volksklassen drängen sich namentlich in den späten Nachmittagsstunden massenweise durch den Eingang in den Hofraum. Der Altar des Tempels ist bedeckt mit dargebrachten Opfergaben: Schwären aller Art. Die Priester sitzen mit untergeschlagenen Beinen in langer Reihe, klatschen mit den Händen und werfen sich nieder, dabei alte Hymnen, die sogenannten *Norito* singend. Einheimische, die den wohlhabenden Klassen angehören, Touristen und Angehörige westlicher Nationen, die in Japan ihren Wohnsitz aufgeschlagen, werden im Tempel mit Tee und Kuchen bewirtet, worauf sie nach Erlegung eines kleinen Obolus auf erhöhten Sitzen Platz nehmen, die auf zwei Seiten des Hofraumes aufgeschlagen sind.



Kapan-Küpri-Brücke in Prizren. (Zu S. 300.)

(Nach einer photographischen Aufnahme von H. Freiherrn v. Salis-Soglio.)

„Am ersten Tag findet vor Sonnenuntergang, also bei hellem Tageslicht, sobald der Tempeldienst beendet ist, das Heißwasserordal statt. Wir müssen ziemlich lange warten, bis es angeht, und vertreiben uns die Zeit damit, den Vorbereitungen dazu zuzuschauen, die allerdings sehr einfach sind. Ein rechteckiger Raum von beiläufig $3\frac{1}{2}$ auf 6 Meter ist in der Mitte des Hofes freigelassen. In diesem Raume hat man zwei große Kessel auf Dreifüßen aufgestellt, unter denen ein lebhaftes Feuer unterhalten wird. Lange, ehe die eigentliche Zeremonie beginnt, zischt und dampft schon in den Kesseln siedendes Wasser, dessen strahlende Wärme von uns unangenehm empfunden wird. Ich selbst sitze in der vordersten Reihe, etwa 3 Meter von den Kesseln entfernt und zirka 1 Meter über dem Boden, so daß ich die ganze Szene ungehindert überblicken kann. Rechts und links steht hinter gespannten Seilen die harrende Menge, weiter hinten

liegen die Schienen der Trambahn. Nach Osten zu ist der Raum frei. Dort hatte man einen roh gezimmerten Tisch aufgestellt, der als Altar dient und auf dem folgende Gegenstände liegen: 4 lange grüne Zweige, 2 Gohei — was das ist, werden wir gleich hören — 2 Haufen Salz, 2 Fliegenwedel aus weißem Papier und endlich Feuersteine und Stahl. Ein Gohei ist ein Shinto-Symbol, dem große Verehrung gezollt wird. Es ist das einzige Ding, das im Shintotempel rechts und links von dem dort angebrachten Spiegel zu sehen ist. Es besteht aus einem hölzernen Stab, von dem Streifen aus weißem, manchmal vergoldetem Papier herabhängen. An Stelle des Papiers wurde in früheren Zeiten Seide verwandt. Vor dem auf Altären errichteten Gohei verneigt man



Palmenallee im Botanischen Garten zu Kiffakon. (Zu S. 309.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

sich ehrerbietig. Er dient ausschließlich zu magischen Ritualzwecken. Die sonderbaren langen Fliegenwedel, die aussehen, wie papierene Wischlappen, dienen zur Reinigung der Atmosphäre, nicht im gewöhnlichen Sinn, sondern im Sinn der Magie, d. h. dazu, um sie — wie diese Priester behaupten — „von bössartigen Elementargeistern zu befreien“¹.

„Man legt jetzt frisches Holz unter die Kessel. Das darin enthaltene Wasser beginnt kräftig zu siedeln und zu dampfen. Es treten nun zwei Priester in einfachen Gewändern aus weißem Baumwollstoff heran, barhäuptig und ohne besondere Feierlichkeit zu zeigen. Es sind verheiratete Männer, wie alle Shinto-

¹ Der Okkultismus versteht unter Elementargeistern eine Klasse von unsichtbaren Wesen niederer Art, die nach seiner Auffassung die sogenannte astrale Region bewohnen.

priester, fette muntere Burschen, die bei jeder Gelegenheit lachen, wie dies die Japaner ja überhaupt gerne tun, häufig zu unserer Überraschung, manchmal auch zu unserer Bestürzung. Zuerst spülen sie ihren Mund aus, dann klatschen sie vor dem Altar in die Hände unter Anrufung der Götter, worauf sie ihre Häupter zum Gebete beugen. Hierauf beginnt nun die eigentliche Beschwörungszereemonie.

„Die beiden Priester nehmen von dem Altar das dort liegende Salz weg und legen es in kleinen Häufchen auf den oberen Kesselrand, je ein Häufchen nach Ost, West, Süd und Nord und ebenso auf die dazwischen liegenden Kompaßrichtungen. Hierauf spritzen sie von dem Salz über die Köpfe der Zuschauer. Dann nehmen sie Feuerstein und Stahl zur Hand und beginnen damit Funken zu schlagen, ebenso wieder zuerst nach Ost, West, Süd und Nord, hierauf nach den dazwischen liegenden Himmelsrichtungen und endlich auch noch über unsere Köpfe hinweg. Nun kommen die Fliegenwedel daran. Auch sie werden zuerst in den genannten 8 Richtungen und dann über den Köpfen der Zuschauer geschwungen. Endlich holen die Priester die Gohei ehrfurchtsvoll vom Altar herunter und tauchen deren Griffe tief in das siedende Wasser hinein, indem sie sich dabei gewissenhaft an die mehrfach genannten Richtungen halten und fortwährend Zaubersprüche murmeln. Der Gefahr, sich zu verbrennen, waren sie bisher sorgsam aus dem Weg gegangen. Bis hierher schienen sie die Kessel und deren Inhalt für sehr heiß zu halten. Jetzt aber schienen sie auf einmal ihre Meinung hierüber geändert zu haben. Denn sie ergriffen jetzt die oben erwähnten grünen Zweige, jeder nahm zwei in die Hand und tauchte sie tief in den siedenden Kessel. Alsdann bespritzten sie sich gegenseitig mit der dampfenden Flüssigkeit fort und fort, gerade so wie es Kinder im Bade in ausgelassener Lustigkeit machen. Plötzlich aber fingen sie an, das siedende Wasser auf die anwesenden Japaner und dann auf uns Europäer zu spritzen. Ich wurde über und über naß; mein Gesicht, meine Hände, meine leicht bedeckten Arme, alles erhielt einen tüchtigen Tropfenschauer. Ich konnte deutlich sehen, wie sie die Zweige in die Kessel tauchten und dann auf 2 Meter Entfernung auf mich loschwangen Aber das Wasser war kalt!

„Ich wurde zum zweitenmal getauft. Sorgfältig gab ich mir Rechenschaft über das, was ich dabei empfand: das Wasser war lauwarm, beim Baden würde man es kalt nennen. Sicher ist, daß ich nicht hypnotisiert war. Ebensovienig rötete sich oder schwell mir die Haut. Neben mir sitzende Europäer sagten, auch ihnen käme das Wasser kalt vor. Niemand von uns war bei der ganzen Zereemonie im geringsten persönlich interessiert. Wir waren alle ganz verblüfft und erzürnt, als sich plötzlich der Tropfenschauer über uns ergoß.

„Die Priester setzten ihr Spritzen so lange fort, bis die Kessel vollständig leer, der Boden ganz feucht und Kleider und Haare der Zuschauer tropfnäß geworden waren. Dann streiften sie die Blätter der verzauberten Zweige ab und warfen sie unter die erregte Menge. Ich hob eines von den Blättern auf und steckte es in mein Reisehandbuch. Der rote Einband dieses Buches weist noch heute die Spuren der vielen Tropfen auf, die darauf gefallen sind. Wir aber liefern diese Flecken den Beweis, daß all dies, was ich da erlebte, nicht ein bloßer Traum gewesen.“

*
*
*

Den Bericht unseres Augenzeugen über die Zereemonie am ersten Festtag haben wir in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben. Es folgt nun die Beschrei-

bung der Zeremonie am zweiten Festtag, die wir der Kürze wegen hier nur im Auszug bringen. Auch an diesem Tag fand ein Erdal statt. Nur nicht mit heißem Wasser, sondern mit glühenden Kohlen. Der Vorgang der Beschwörung ist ebenso umständlich, wie am Tage zuvor. Es amtieren dabei nicht bloß zwei, sondern sechs Priester. Im übrigen ist der Fokus-pokus derselbe. Dieselbe gewissenhafte Einhaltung der oben angegebenen Himmelsrichtungen. Die gleiche Anwendung von Salz. Nur werden die Salzhaufen am zweiten Tag um ein großes rechteckiges Bett von glühenden Holzkohlen herumgelegt, um das die Priester unter eigenartigen Fingerbewegungen, die der Buddhismus Mudra (Siegel) nennt, herumziehen, dabei ihre Zaubersprüche murmelnd. Endlich beginnt das barsüßige Überschreiten der glühenden Kohlen, wobei der Oberpriester den Anfang macht. Er braucht 8 Schritte, um hinüberzukommen. Wo er hingetretten ist, erlischt die Rotglut. Dann folgen die anderen Priester. Alle treten, ehe sie den Fuß auf die glühenden Kohlen setzen, in einen der Salzhaufen, ebenso, nachdem sie das Kohlenbett verlassen haben.

Der verehrte Leser wird wohl hier einwerfen, daß die Priester offenbar durch den Salzüberzug, den sie ihren Sohlen geben, ihre Haut gegen Verbrennung schützen. Wirklich? Wer das glaubt, der möge nur einmal den Versuch machen, ob er seine Haut auf so einfache Weise gegen die Einwirkung von Gluthitze schützen kann. Er wird sich sofort überzeugen, daß dies ein Irrtum ist. Aber der Leser wird nun mit einem anderen Einwurf kommen. Er wird sagen: wer weiß, mit welchen Substanzen diese schlauen Priester sich die Füße imprägniert haben, um sie gegen hohe Wärmegrade unempfindlich zu machen?

Gewiß, das kann man nicht wissen. Auch unser Augenzeuge könnte schwerlich diesen Einwurf widerlegen. Es ist aber auch gar nicht nötig, auf diesen Einwurf weiter einzugehen. Denn durch das, was nun folgt, erledigt es sich ganz von selbst. Es waren ja nicht bloß jene 6 Shintopriester, die, ohne Schaden zu nehmen, über das glühende Kohlenbett hinüberschritten, nein, die ganze hier versammelte liebe Straßenjugend der japanischen Residenz, Jungen und Mädchen verschiedenen Alters liefen jetzt, nachdem die Priester den Anfang gemacht, hinüber. Dann kamen die Erwachsenen daran. Auch sie betraten ohne Furcht den glühenden Pfad, an dessen Anfang und Ende sich je zwei Priester aufgestellt hatten, die den an ihnen Vorbeipassierenden Funken über die Köpfe sprühen ließen, die sie mittels Stahl aus ihren Feuersteinen schlugen. Doch lassen wir wieder unseren Augenzeugen selbst reden:

„Nun aber kam der größte Triumph für die Veranstalter des ganzen: zwei Europäer, eine Dame und ein Herr, schickten sich an, den Übergang über diesen feuerigen Rubikon zu wagen. Allgemeines Händeklatschen seitens der Eingebornen. Die Dame trägt ein rosenfarbenes Musselinkleid mit leichtem Spitzenunterrock. Sie ist barsüßig und ich sehe deutlich ihre weißen Füße, wie sie über die rotglühenden Kohlen schreiten. Sie hat es durchaus nicht eilig, sie schlenbert langsam weiter, ohne Zeichen der Unruhe und ohne ihre Kleider zu versengen. Der Herr geht sogar zweimal hinüber. Während die beiden Europäer den Übergang ausführen, bemühen sich die beistehenden Priester eifrig, ihnen Funken über die Köpfe sprühen zu lassen und unausgesetzt Zaubersprüche herzusagen. Zum Schluß springt der Oberpriester mitten in das Kohlenbett hinein und bleibt dort lange Zeit stehen, indem er dabei die Glut durch Anschlägen zum Aufklackern bringt. Seine weißen Gewänder berühren die Kohlen, wenn er sich niederbeugt. Er setzt seine Füße fest auf, ohne irgendwelches Unbehagen zu verraten. Damit

ist die Sache zu Ende. Durch Herjagen besonderer Zaubersprüche werden nun die gefesselten „Elementargeister“ wieder befreit und das Kohlenfeuer durch einige Eimer Wasser gelöscht.“

Unser Augenzeuge schließt seinen Bericht mit der Versicherung, daß, soweit ihm darüber Kenntnis zu Ohren gekommen, niemand von all denen, die an dieser Prozedur sich beteiligt hatten, irgendwelche unangenehmen Folgen davongetragen habe.

* * *

Was soll man nun zu all dem sagen?

Mit der Betrugstheorie dürfte nichts zu machen sein. Wir hörten ja, daß die Straßenjugend, daß überhaupt jeder, den die Neugierde herbeigetrieben, auch Fremde, die hierbei rassenpsychologische Studien gemacht haben dürften, die Prozedur mitmachen konnte. Sollten diese alle mit den Priestern unter einer Decke gesteckt haben? Höchst unwahrscheinlich!

Wir stehen hier aber offenbar vor der Alternative, entweder irgend eine Betrügerei annehmen oder unsere Unwissenheit, unser Unvermögen, dies Rätsel zu lösen, eingestehen zu müssen. Mit den heutzutage so beliebten Schlagworten Selbstsuggestion, Fremdsuggestion, Hypnose, Halluzination usw. ist hier absolut nichts zu machen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß dieser Augenzeuge uns belogen hat. Dieser aber versichert feierlichst, der ganzen Prozedur mit der größten Ruhe und kritischen Blicken zugehört zu haben. Und wenn man den Bericht aufmerksam liest, erhält man in der Tat auch diesen Eindruck.

Übrigens werden derartige Vorgänge bekanntlich auch von Indien berichtet. Wie sie der Okkultismus erklärt, das haben wir bereits vernommen. Er redet von „Elementargeistern“, die durch Zaubersprüche — Mantras nennt sie der Brahmanismus — beherrscht werden können.

Im Nachgrübeln über diese rätselhaften Vorgänge fällt uns wohl die Beschwörungsszene in Goethes Faust ein:

Wer sie nicht konnte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister.

Ja wer sie wirklich konnte, die Elemente, ihre Kraft und Eigenschaft, der könnte uns auch dieses Rätsel lösen! Aber wer kennt sie denn? Kennt sie denn die heutige Wissenschaft mit ihren allernmodernsten Begriffen von Elektronen und radio-aktiven Elementaratomen? Ganz gewiß nicht. Offenbar birgt der Okkultismus des Ostens noch Geheimnisse, die für uns ein Buch mit sieben Siegeln sind. Daß dem so ist, beweisen diese rätselhaften Vorgänge im heutigen, jedem geistigen Fortschritt zugänglichen Japan.

Ein Besuch in Lissabon.

Von Seminarlehrer G. Beringer.

Nach Besuch der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Spaniens bestiegen wir abends in Cadix den Dampfer, der uns nach Lissabon, Portugals Hauptstadt,

bringen sollte. Am anderen Morgen umschifften wir gerade das Kap St. Vincent. Die Nacht war zwar ruhig gewesen, die See jedoch ziemlich bewegt. Die portugiesische Steilküste zeigt nicht mehr die Eigenschaften der spanischen. Ihre Färbung spielt mehr ins Graue und sie erscheint nüchterner. Bei sehr kräftigem Landwinde, der jeweils am Abend weht, näherten wir uns dem Mündungsgebiet des Tajo, an dessen seeartiger Erweiterung Lissabon oder Lisboa liegt. Die Einfahrt ist besonders bei Nacht prächtig. Tausende von Lichtern bezeichnen die Fahrstraße, und das märchenhaft erleuchtete, amphitheatralisch angelegte Lissabon bietet einen unvergleichlich schönen Anblick. Langsam bewegte sich das Schiff stromaufwärts, vorbei am Torre de Belem, einem in maurischem Stile auf dem rechten Tajouser errichteten Turm. Weiter sieht man zur Linken die Vorstadt Alcantara, von deren Höhe das königliche Schloß Ajuda blickt. Am Kai von Lissabon ist der Tajo (port. Teju) 3 Kilometer breit und erweitert sich stromaufwärts zu einem großen Seebecken. Die Stadt liegt reizend teils am Ufer, teils an mehreren Hügeln, die bis 100 Meter emporsteigen. Von der Seeseite besonders bietet Lissabon einen imposanten, malerischen Anblick dar, der aber den Vergleich mit Neapel oder Konstantinopel nicht ganz aushält.

Lissabon weist zwei durchaus verschiedene Stadtteile auf: einen östlichen, der von dem furchtbaren Erdbeben des Jahres 1755, bei welchem 30.000 Menschen das Leben verloren, verschont geblieben ist, sowie einen westlichen, völlig neuerstandenen. Am Kai betritt man auf prächtiger Treppe die Praça do Commercio, einen gewaltigen mit einem Reiterdenkmal des Königs Josef I. geschmückten Platz, der zur Rechten vom Arsenal und der Börse, zur Linken von Ministerien begrenzt wird, und an dessen Stirnseite die Rua do Arsenal vorbeizieht. Hier an der nordwestlichen Ecke des Platzes wurde am 1. Februar 1908 die königliche Familie, die eben von einer Reise zurückgekehrt war, von Mordmördern überfallen. Der König Dom Carlos und der Kronprinz Louis Philipp waren von Kugeln durchbohrt sofort tot, während der Prinz Manuel nur leicht verwundet wurde. Von der Praça do Commercio gelangt man geradeaus durch einen gewaltigen Monumentalbogen in die mit schönen Verkaufsläden ausgestattete Rua Augusta auf die Praça Dom Pedro und weiterhin zum Bahnhofsprag. Das Gebäude des Zentralbahnhofs besitzt zwei hufeisenförmige Eingänge. Die Bahnsteige, zu welchen man mittels Aufzuges oder Treppen gelangen kann, liegen im obersten Stockwerke, da das Gebäude sich an einen Berg lehnt. Gegenüber befindet sich das Theater Donna Maria mit hübscher Front. Überschreitet man die Praça dos Restauradores, so gelangt man in die Avenida da Liberdade, eine überaus prächtige, 80 Meter breite, 4 Kilometer lange, mit 4 Reihen Platanen und Palmen bepflanzte Straße, welche besonders nachmittags und abends den Corso der vornehmen Welt bildet. Besuchenswert ist noch der Botanische Garten, einer der an tropischen Gewächsen reichsten Gärten Europas, sowie die Estrelakirche, von deren Marmorkuppel man die weiteste Aussicht in Lissabon hat. Eine hübsche Promenade ist auch die Alameda, die mit Alleen, Blumen, Palmen und Büsten berühmter Männer geschmückt und terrassenförmig angelegt ist. Am Largo do Carmo liegen noch die Trümmer der beim Erdbeben eingestürzten Kirche Igreja do Carmo, in der jetzt ein Museum aufgestellt ist. Außer dem königlichen Schloß Beecessidades lasse man nicht unbefucht das berühmte Kloster Convento dos Jeronymos de Belem, einen reichen, spätgotischen, mit maurischen und Renaissance-motiven gemischten Bau aus gelbweißem Kalkstein. Er enthält einen wunder-vollen Kreuzgang. Ein großartiges Bauwerk ist noch die, das Tal des Alcantara auf

35 Bogen überschreitende Wasserleitung. Neuerdings wird für die Reinlichkeit der früher sehr schmutzigen Stadt viel getan. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Haupterzeugnisse sind Gold- und Silberwaren (Filigranarbeiten) und Juwelierarbeiten, ferner Gespinste und Webwaren aus Wolle, Hanf und Seide. Als Handels- und Hafenstadt ist Lissabon, obgleich der ehemals blühende Seehandel Portugals sehr gesunken ist, immer noch von hoher Wichtigkeit und geht durch die neuen Anlagen einem weiteren Aufschwung entgegen. Der Handel liegt zu meist in deutschen und englischen Händen.

Die Portugiesen sind schön gebaute Menschen mit sympathischen Gesichtszügen und gegen Fremde äußerst zuvorkommend. Die staatlichen Verhältnisse sind korrumpiert infolge der Mißwirtschaft der früheren Regierungen. Eine ungeheure Schuldenlast bedrückt das Land, welches häufig noch durch Mizernten heimgesucht wird. Das Volk seufzt schwer unter der unerträglichen Last der Steuern. Namentlich verteuern die indirekten Abgaben das Leben ungeheuer. Es gibt in Portugal kaum ein Lebens- oder Genußmittel, von dem nicht irgendeine Steuer erhoben würde. An allen Ecken und Enden werden Oktrois eingezogen auf Fleisch, Geflügel, Gemüse, Obst. Von jedem Huhn sind nach unserem Gelde etwa 10 Pfennig, von jedem Pfund Gemüse 5 Pfennig zu entrichten. Eine maßlose Höhe erreichen diese Abgaben noch dadurch, daß ihre Eintreibung an den Meistbietenden verpachtet wird. Selbst ein Wandersmann mit ein paar Feigen oder Apfelsinen in der Tasche kommt an keiner dieser Zollschranken ungestraft vorbei, wenn er die Früchte nicht vorher aufißt. Dazu kommen noch zahllose andere indirekte Abgaben auf Maultiere, Pferde, Ochsen, auf zwei- und vierräderige Karren, deren Höhe mit der Zahl der Wagen wächst, Abgaben für das Recht des Verkaufes von Waren innerhalb und außerhalb der Stadt, Abgaben von Viehzucht und Gartenbau, öffentlichen Anschlägen, Anzeigen und Luftbarkeiten jeder Art. Steuerfrei ist eigentlich nur das Recht zu schlafen und die Luft zu atmen. Die allgemeine Unzufriedenheit mit diesen trostlosen Zuständen fand leider ihren Ausdruck in dem fluchwürdigen Attentat auf die königliche Familie.

In dem heutigen Portugiesenvolke will man die seltsamste Mischung verschiedener Rassen und Stämme erkennen. In den südlichen Teilen des Landes und in Lissabon wohnt ein zigeunerhaftes Volk mit tiefschwarzem Haar und von großem, schlankem Wuchs, rundlichen Gesichtern und länglichen, mandelförmigen Augen mit scharfgezogenen Brauen. Viele Frauen und Mädchen sind von vollendeter Schönheit und zeichnen sich namentlich durch volle Lippen aus. Im Hafengebiet begegnet man häufig Mulatten, welche die lange koloniale Vergangenheit des Landes und Einwanderung von Negern verraten. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß die Portugiesen den Grundcharakter der Romanen nicht verleugnen. Sie zeichnen sich durch Vorliebe für Prunk, Titel, lange Namen und große Zahlen aus. So rechnen sie nach Reis und Milreis. Letzteres hat einen Wert von zirka Mark 4,50. Wer z. B. bei uns 4500 Mark besitzt, ist dort schon Millionär. Der Umstand, daß in Lissabon nicht die Häuser, sondern die Türen numeriert sind, und daß die unbedeutendsten Gäßchen endlose Namen führen, fordert nur die Spottlust der Fremden heraus. Zahlreiche Vornamen, oft bis 15 und 20, besitzt jeder Portugiese. Auch kombinieren sie ihre Familiennamen, z. B. den des Mannes mit dem der Frau, so daß man durch dieses furchtbare Namenlabyrinth verrückt werden könnte. Die Anrede in Briefen und Adressen ist für jedermann: *Exzellentiſſimo*.

Der Hauptausflugsort der Lissaboner und zugleich die königliche Sommerresidenz ist das 28 Kilometer entfernte Cintra. Dieser Ort hat etwa 5000 Einwohner und eine reizende, klimatisch begünstigte Lage am nördlichen Abhange der Serra de Cintra inmitten üppigster Vegetation. Das Zentrum der Stadt bildet der auf den Grundmauern eines uralten maurischen Schlosses aufgeführte Palacio Real. Hier soll früher der junge, schwachsinige König Alfons VI. lange eingekerkert gewesen sein. Jetzt bewohnt ihn die Königin-Witwe Maria Pia, die Mutter des kürzlich ermordeten Dom Carlos. Sie ist eine hocharistokratische Erscheinung, immer lächelnd und mit rötlichem Haar. Die geschwägige Juma sagt ihr allerlei galante Abenteuer nach. Sie fuhr eben aus, als ich auf der Terrasse des gegenüberliegenden Hotels mein Abendbrot einnahm. Über der Stadt liegt, aufgebaut auf felsiger Höhe, das Kastell Pena, in welchem der König so gerne weilte. Von hier aus überblickt man die Hauptstadt und den unendlichen Ozean. Weiter ist sehenswert der märchenhaft angelegte Park der Villa Montserrat des Engländers Cook, 1½ Stunden von hier entfernt. Für die Wagenfahrt dorthin bezahlten wir 1500 Reis, für Eintritt in den Garten 200 Reis pro Kopf. Man operiert hier nur wie ein Krösus mit den Zahlen.

Die vornehme Welt Lissabons hält sich auch im Seebade Cascaes, südlich von Cintra, auf. Dieses schattige, inmitten der schönsten Natur wundervoll am Meere gelegene Plätzchen besaß die ganze Liebe des Dom Carlos. Nachdem wir nochmals der Hauptstadt einen Abschiedsbefuch abgestattet hatten, schifften wir uns zur Weiterreise nach den Kanarischen Inseln ein, die wir in 3 Tagen glücklich erreichten.

Deutsche Kolonisten in Süd-Chile.

Von W. Henz.

(Schluß.)

Nach einer zweiten Reise an den See beauftragte der Regierungskommissär den Kommandanten einer Staatsbark, den Golf von Ancud genauer zu erforschen und festzustellen, wie weit sich die Meeresküste den neu erschlossenen Gebieten nähere. Dieser fuhr dem erhaltenen Auftrag zufolge in die Bucht von Reloncavi und stellte fest, daß dieselbe jederzeit den größten Seeschiffen zugänglich sei und ihre Nordufer nur durch eine 20 Kilometer lange Strecke von dem Blanquihuesee getrennt seien.

Gegen Ende des Jahres 1852 schiffte sich der unermüdliche Perez Rosales mit 212 deutschen Kolonisten ein und fuhr nach kurzer Rast im Hafen von Ancud auf der Insel Chiloe in die Bucht von Reloncavi; er landete am Nordufer, von wo aus man sich mit Mühe und Not einen Weg nach dem Blanquihuesee bahnte.

Frischen Mutes ging es an die Arbeit. Durch wiederholten Nachschub stieg die Zahl der Kolonisten auf etwa 1000, und trotz vielfacher Anfeindungen gedieh die Kolonie zusehends. Am 12. Februar 1853 wurde am nördlichen Punkte der Küste eine Hafensstadt gegründet und dem wohlwollenden Präsidenten von Chile zu Ehren Puerto Montt genannt. Nach acht Jahren war die Zahl ihrer Bewohner schon auf 2500 gestiegen. Die Stadt hatte vier Schulen, eine

reichhaltige Bibliothek, die sehr fleißig benutzt wurde, freiwillige Feuerwehr usw. Es entstanden hier sowie in der Seekolonie Getreide- und Sägemühlen, Gerbereien, Brauereien, Brennereien, Bäckereien und Webereien. Überall herrschte reges Leben, Fleiß und Wohlstand.

Bald konnte man Produkte ausführen, namentlich war das sehr harte, rötliche Merceholz viel begehrt, und im Jahre 1861 führte man schon für eine Million Mark Nutzholz aus. Aus den Berichten des Kommissärs spricht sich immer die Freude über das schöne Gedeihen seiner Schöpfungen aus.

Aber auch andere erkannten bald die Bedeutung der neuen Gründungen für das ganze Land, und im Jahre 1866 berichtete der Gouverneur der Provinz Valdivia folgendermaßen an die Regierung zu Santiago:



Lissabon: Der Handelsplatz. (Die Praça do Commercio.) (Zu S. 309)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

„Nichts ist augenscheinlicher, als der Umschwung, den die deutschen Einwanderer in meiner Provinz hervorgebracht haben. Jene wenigen Personen haben genügt, um in kurzen Jahren eine höchst bemerkenswerte Hebung der Gewerbe- und Handelstätigkeit sowie des Komforts zu bewirken. Getreide und Fleisch, die früher eingeführt werden mußten, werden jetzt schon ausgeführt. Die Gerbereien wurden von ihnen erst gegründet, und schon werden ihre Produkte nach Europa verkauft. Durch zahlreiche Gewerbszweige tragen sie zum Fortschritt und Wohlstand der Provinz das meiste bei.

„Diese wenigen Missionäre des Fleißes und der Arbeit haben durch ihr Beispiel und ihren Verkehr einen solchen Wechsel in den Sitten und der Lebenshaltung ihrer chilenischen Nachbarn hervorgebracht, daß selbst die heftigsten

Feinde der Kolonie verstümmen mußten. Die Abgelegenheit und der vollständige Mangel an Anregung und an höheren Bedürfnissen hatten die Bewohner an Müßiggang und Laster und ihre Folgen gewöhnt.

„Die Hütte jeder Familie bestand gewöhnlich aus einem elenden Raum, in dessen Mitte auf dem Boden die Feuerstelle war. Wuchsen zufällig einige wilde Apfelbäume in der Nähe, so fügte man diesem Raum, der, wie man sieht, Küche, Ess- und Schlafzimmer zu gleicher Zeit war, noch einen zweiten hinzu, in dem man einige Fässer und mehrere ausgehöhlte Baumstämme zum Zerquetschen der Äpfel und der Zubereitung des Apfelmostes aufbewahrte. Hinter diesen Hütten befand sich stets ein kleines Stückchen bebauter Land, auf welchem die Frau mit Hilfe einiger am Feuer gehärteter Stöcke, die als Spaten und



Lissabon: Das Rathaus. (Zu S. 309.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Pflugschar dienen mußten, Kartoffeln und Saubohnen baute, die einzigen ihnen bekannten Feldfrüchte. Von der Tür der Hütten aus bemerkte man nach dem Strande zu kleine Umzäunungen aus Stein und Gezweig gebildet, halb unter Wasser, damit bei hoher Flut die Fische, die der Zufall an jenen Ort führte, sich darin fingen. Diese, sowie die unzählige Menge kleiner ausgezeichneter Seetiere bildeten mit der Kartoffel und der Saubohne den Inhalt ihrer Speisekammern.

„Auch die Art und Weise, diese Gerichte zuzubereiten, war noch ganz indianisch. In ein in die Erde gegrabenes und mit erhitzten Steinen gefülltes Loch brachte man die Seetiere, den Fisch, auch Fleisch, den Käse und die Kartoffeln, worauf man alles mit großen Blättern und Erde bedeckte,

um das Entweichen des Dampfes zu verhindern. Eine Viertelstunde darauf konnte man dann die ganze Familie in der unvermeidlichen Gesellschaft von Hunden und Schweinen um jenes rauchende Füllhorn des Überflusses herum sitzen sehen, in das jeder mit der Hand hineinlangte, sich dazwischen die Finger blasend, wenn die Geschichte gar zu heiß war.

„Bei einbrechender Dunkelheit legte sich dann alles, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Gäste, Hunde und Schweine um die Feuerstelle und sie schliefen bis zum folgenden Tag, an dem sich die Vorgänge des vergangenen Tages genau wiederholten.

„Durch die Berührung mit den Einwanderern lernten die Einheimischen zu ihrem Erstaunen die Vorzüge und Bequemlichkeiten eines zivilisierten Lebens kennen, sowie die Güter, welche die Arbeit aus einem an sich reichen, aber vernachlässigten Boden hervorzuzaubern vermag. Kurzum, das Beispiel der Ansiedler war von segensreichstem Einfluß auf die Söhne des Landes, und die Kolonie hat nach und nach hunderte von einheimischen Familien herangezogen, welchen das zivilisierte Leben gefällt und welche nach Kräften ihren Gästen, denen sie zuerst gedient haben, nachzutun streben“¹.

So hatte Neudeutschland in Südchile einen vielversprechenden Anfang genommen; aber leider entsprach der Fortschritt nicht den mit Recht gehegten Erwartungen. Nicht daß die Kolonien selbst nachgelassen hätten, das ist keineswegs der Fall; sie befinden sich vielmehr in einem blühenden Zustande und in aufsteigender Entwicklung; aber der Strom der Auswanderer aus dem Mutterlande wandte sich wieder mehr der Union zu. Verschiedene Gründe trugen dazu bei: die bessere und schnellere Verbindung durch die großen deutschen Dampferlinien, die ihre Agenten durch ganz Deutschland sitzen haben, die sehr zahlreiche Bevölkerung deutscher Abstammung in der Union, welche durch Familien- und Freundschaftsbeziehungen immer wieder neue Auswanderer anzogen usw. Dann fanden die deutschen Auswanderer der späteren Jahre auch nicht mehr das große Entgegenkommen bei der chilenischen Regierung, wie zu Anfang der Bewegung. Die freie Überfahrt hörte ganz auf, und die Unterstützung durch Regierungsgelder wurde bedeutend eingeschränkt. Dazu kam noch, daß durch große Hekereien und Intrigen dem Zuzug von Protestanten möglichst viele Hindernisse in den Weg gelegt wurden; man wollte nur noch Katholiken haben. Religiöse Streitigkeiten aber sind von jeher die größten Feinde einer gedeihlichen, kulturellen Entwicklung gewesen.

Wenn wir uns nun noch zu einer kurzen Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Kolonien Südchiles wenden wollen, so beginnen wir unsere Wanderung am besten mit der wichtigen Hafenstadt Valdivia. Der Besuch der Stadt ist, nachdem vor wenigen Jahren die Bahn Concepcion-Victoria bis Valdivia ausgebaut ist und dadurch dieser deutsche Vorort in direkter Bahnverbindung mit Santiago und Valparaiso steht, nicht mehr wie ehemals als eine zeitraubende Strapaze anzusehen. Vordem mußte man sich entweder dem Sattel anvertrauen oder mit einem Dampfer von Concepcion nach der Hafenstadt Corral fahren, dort einen Flußdampfer besteigen, um den Valdiviafluß aufwärts zwischen waldreichen Ufern nach zwei- bis dreistündiger Fahrt den Bestimmungsort zu erreichen.

Wenn auch Valdivia schon im Jahre 1552 von Pedro di Valdivia gegründet wurde, so war ihm doch zunächst kein langes Leben beschieden, da es

¹ Unold. „Das Deutschtum in Chile.“

von den Araucanern schon 1599 gänzlich zerstört wurde. Erst im Jahre 1644 erstand es wieder aus seinen Trümmern, blieb aber ein unbedeutendes, arm-seliges Städtchen, bis die ersten deutschen Kolonisten im Jahre 1851 dort landeten. Seitdem hat es sich mit Hilfe der unternehmenden, tatkräftigen Einwanderer zur gewerbreichsten Stadt ganz Chiles aufgeschwungen. Die Zahl seiner Bewohner, die sich im Jahre 1892 auf 7000 belief, nimmt stetig zu und dürfte inzwischen die Zahl 10.000 erreicht haben. Reichlich ein Drittel derselben sind Deutsche.

Die Stadt liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, der weiter oberhalb aus der Vereinigung des Cruces mit dem Calle-Calle entsteht. Die Häuser sind meistens aus Holz gebaut, nur die öffentlichen Gebäude sind aus Stein. Überall bemerkt man reges geschäftliches Treiben, und man kommt bald zu der Überzeugung, daß die Stadt in dem Zeichen einer gesunden Entwicklung steht. Auf dem Fluß bewegt sich eine stattliche Flottille von etwa 25 Dampfern, welche die reichen Erzeugnisse einer geschäftigen Industrie nach Corral, dem Seehafen Valdivias, bringt. Dreimal in der Woche kommen dort die großen Dampfer von Valparaiso an, ebenso laufen die Dampfer der Hamburg-Pazifiklinie und die der ebenfalls Hamburger Kosmoslinie an.

Die Industrie Valdivias erstreckt sich in erster Linie auf Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, Gerbereien, Exportschlächtereien und Schuhfabrikation. Die größte Brauerei der Gebrüder Anwandter produziert jährlich neun bis zehn Millionen Liter und versorgt ganz Chile bis zu der nördlichen Stadt Tacna mit seinem vorzüglichen Bier. Den größten Aufschwung hat jedoch die Lederfabrikation genommen. Valdivia hat nicht weniger als 18 große Gerbereien, die jährlich für $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen Mark Leder ausführen. Begünstigt wird diese Industrie durch die mächtig aufblühende Viehzucht und das ausgezeichnete Material an Gerbstoff, welches der nahe Urwald namentlich in seinen Um- und Pinguebäumen liefert. Man gewinnt von diesen auch beträchtliche Mengen Gerbsäure in konzentrierter Form für den Export. Geradezu Weltruf genießt die Sohlenlederfabrikation, deren Erzeugnisse, soweit sie nicht an Ort und Stelle verarbeitet werden, fast ausschließlich nach Hamburg gehen. Naturgemäß wurde diese bedeutende Lederfabrikation auch Veranlassung zur Gründung von Schuhfabriken, die ebenfalls vielfach für den Export arbeiten und von dem zierlichsten Pariser Ballschuh bis zu den kolossalen Wasserstiefeln der Goldwäcker Feuerlands allen Wünschen gerecht werden. Die großen Exportschlächtereien führen Würstwaren, Schinken und Charqui aus; letzteres ist getrocknetes Fleisch. Ferner sind noch zu erwähnen eine Kerzenfabrik, Leimsiedereien, Holz-, Getreide- und Ölmühlen, Tischlereien, Ziegeleien und zwei Schiffswerften. Alle diese Etablissemens arbeiten mit erstklassigen Maschinen; aber auch die Kleinindustrie stützt sich auf den Dampfmotorbetrieb, zu deren Heizung vorzugsweise das Holz der nahen Urwälder dient.

Hand in Hand mit den so außerordentlich erfolgreichen Bestrebungen zur materiellen Entwicklung des Deutschtums gehen die gemeinsamen Bemühungen zur Förderung und Hebung der Bildung. Schon im Jahre 1858 gründete der Apotheker Anwandter die deutsche Schule in Valdivia, die heute unter Lehrern aus Deutschland eine Hauptstütze des Deutschtums ist und vor allen Dingen durch sorgsame Pflege der deutschen Geschichte und Literatur den Gedanken der Zusammengehörigkeit mit dem alten Vaterlande stärkt und hochhält. Dem Bil-

dungsbedürfnis der Erwachsenen dient eine stattliche Bibliothek, dem deutschen Vereine gehörig. Das Vereinsleben ist ein überaus reges. Da gibt es Turn-, Schützen-, Gesang-, Orchestervereine usw.

In der näheren und ferneren Umgebung Valdivias finden wir eine Reihe blühender Landgüter, alle in den Händen von Deutschen. Fleiß, Sparsamkeit und gründliches Verständnis aller zu berücksichtigenden Verhältnisse schaffen allenthalben einen gesunden Wohlstand. Neben Viehzucht und Getreidebau befaßen sich die Besitzer mit Bienenzucht und Apfelweinkellerei. Unold erzählt in seiner mehrfach erwähnten sehr instruktiven Schrift „Das Deutschtum in Chile“ von einem solchen Landwirt, daß er in einem Jahre für 2000 Mark Honig und Wachs und aus seinem Obstgarten 230 Faß Apfelwein ausführte. Dabei zeugen diese Landgüter überall von Wohlstand; es herrscht Ordnung und Sauberkeit. Die Mobilien sind elegant und geschmackvoll; ein Piano fehlt wohl nirgends, ebensowenig eine kleine Bibliothek und illustrierte Zeitschriften sowie Tageszeitungen.

Von Valdivia gelangt man mit der erst vor einigen Jahren fertiggestellten Bahn nach Union, einem kleinen Landstädtchen in wohlangebauter, fruchtbarer Gegend, das vorwiegend von Deutschen bewohnt wird. Dann kommt man nach Überschreitung des Bueno nach Osorno, dem südlichsten Endpunkte des chilenischen Eisenbahnnetzes.

Osorno wurde auch in der ersten Zeit der Eroberung durch die Spanier gegründet, erlitt aber dann dasselbe Schicksal wie Valdivia, indem es von den freiheitsliebenden Araucanern zerstört wurde. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es wieder aufgebaut, vegetierte aber unter einer faulen und indolenten Bevölkerung nur mühsam, bis durch die deutsche Einwanderung neues Leben und neue Energie in seinen Mauern erwuchs. Es zählt jetzt bereits 3000 bis 4000 Einwohner, und wenn es auch ursprünglich eine reine Ackerbaukolonie war, so entwickelt sich doch jetzt, nach der Vollendung der Bahn mehr und mehr eine reiche Industrie, bei welcher, gleich wie zu Valdivia, die Sohlenlederproduktion dominiert. Kleine Flußdampfer vermitteln die Verbindung mit Trumag am Bueno.

Leider wurde die Entwicklung Osornos vor etwa zehn Jahren durch religiösen Hader sehr gestört. Die Triebfeder dieser Unduldsamkeit war in erster Linie der katholische Geistliche, ein Deutscher namens Bohle, der die einheimische Bevölkerung gegen seine eigenen Landsleute aufhetzte, 1891 sogar eine Revolution im kleinen inszenierte, indem er den Stadtrat im Rathause mit seinen Spießgesellen überfiel und vertrieb. Nur mit Mühe und Not wurde ein blutiger Kampf vermieden. Als der von ihm vertriebene Richter von der Regierung wieder in sein Amt eingesetzt wurde, ward derselbe eines Tages auf offenem Markte ermordet. Der zum Tode verurteilte Mörder gestand vor seiner Hinrichtung, er sei von dem genannten Stadtpfarrer Bohle gedungen. Darauf verschwand derselbe endlich von der Bildfläche, und nun hörte auch der Hader nach und nach wieder auf. Die Eröffnung des prächtigen Vereinshauses des Deutschen Vereines zu Osorno, der zurzeit 155 Mitglieder zählt, im Jahre 1900 unter zahlreicher Beteiligung der Landsleute aus den benachbarten Kolonien bezeugt am besten die schwer wieder errungene Eintracht. Möge sie den wackeren Pionieren des Deutschtums bewahrt bleiben.

Fern ab von allen bequemen Verkehrswegen liegt an dem herrlichen buchtenreichen Manquihuefee die Seekolonie. Zwischen den beiden Vulkanen

Osorno (2257 Meter) im Norden und dem Calbuco (1691 Meter) im Süden bietet der See, welcher an Größe fast dem Bodensee gleichkommt, ein entzückendes Landschaftsbild.

Die Ufer sind ringsum von einer ganzen Reihe Einzelgehöfte umgeben. Auch drei kleine Ortschaften, deren wichtigste Frutillar am westlichen Ufer ist, spiegeln sich in seinen Fluten. Die Hauptbeschäftigung dieser Kolonisten ist die Viehzucht. Außer Fleisch und Leder wird besonders die Seebutter gerühmt und in eigens für den Versand angefertigten Zehnkilofässern durch ganz Chile verschickt. Es gelangt jährlich für etwa 200.000 Mark Seebutter zum Export. Nach Europa schickt die Kolonie im Jahr 10.000 bis 15.000 Faß Honig nebst einer entsprechenden Menge Wachs.

Es erübrigt nun noch, Puerto Montt, dem Ausfahrhafen der See-Kolonie, einen kurzen Besuch abzustatten. Die Entfernung von Frutillar bis Puerto Montt beträgt, wie bereits berichtet, etwa 20 Kilometer. Unterwegs hat man Gelegenheit, die chilenische Kolonie Arrayan, von den Deutschen mit dem Namen „Hundetürkei“ bezeichnet, kennen zu lernen. Es ist ein elendes, schmutziges Nest mit halb verfallenen Hütten, ein Bild der Vergangenheit, wie es allenthalben in jenen Provinzen vor der Ankunft der Deutschen aussah.

Puerto Montt bietet alle Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung. Es hat einen vortrefflichen Hafen mit einem natürlichen Trockendock, als Hintergrund die blühende Seekolonie, deren natürliches Ausfahrtstor die kleine Hafentstadt ist. Trotzdem will sich kein Fortschritt bemerkbar machen. Die Bevölkerung beträgt 2500 bis 3000 Seelen, eine Zahl, die schon der Zensus vor 30 Jahren ergab. Die Ursache dieser wenig erfreulichen Erscheinung ist wieder in dem unheiligen religiösen Hader zu suchen. Es traten hier ganz ähnliche Ereignisse ein, wie vor etwa zehn Jahren in Osorno. Doch würde es zu weit führen, wollte man auf diese unerquicklichen Verhältnisse näher eingehen.

Tatsache ist aber, daß der erhoffte Aufschwung ausgeblieben ist, und daß man dies auf die religiöse Uneinigkeit zurückführen muß. Wohl bemühen sich die Einsichtsvolleren unter den Deutschen nicht nur Ruhe und Frieden zu stiften, sondern auch das Ihre zur gedeihlichen Entwicklung des Deutschtums beizutragen.

Es besteht eine deutsche protestantische Schule und eine katholische, die aber leider die Pflege des Deutschtums vollständig vernachlässigt, sich demselben sogar feindselig gegenüberstellt; der Bibliothek haben wir schon gedacht. Es fehlt nichts zu einer glücklichen Entwicklung als Friede und Eintracht unter seinen Bewohnern.

Wenn wir kurz resumieren, so finden wir in Südchile die Deutschen überall in geachteter Stellung, getragen von gesundem Wohlstand und basiert auf Fleiß, Geschicklichkeit und Unternehmungslust. Nirgends sind sie in untergeordneter oder dienender Stellung, und sie genießen sowohl bei der eingewohnten Bevölkerung als auch bei der Regierung mit Recht allgemeine Achtung und Ansehen. Sie haben aus Ode und Urwald eine blühende Landschaft, aus verfallenen, schmutzigen Ortschaften reinliche Städte geschaffen zu ihrem eigenen Vorteil und zu Nutz und Frommen ihres neuen Vaterlandes.

Sie fühlen sich auch in der Fremde noch als Deutsche und halten ihre Muttersprache, ihre heimischen Sitten und Gebräuche hoch in Ehren, und wenn man die gelegentlich der Einweihung des deutschen Vereinshauses in Osorno gehaltenen Reden und Trinksprüche liest, so gewinnt man die Über-

zeugung, daß dort das Deutlichkeit nicht den Gefahren ausgesetzt ist, wie in der nordamerikanischen Union, wenn auch nicht viel frisches Blut aus der Heimat zufließt.

Astronomische und physikalische Geographie.

Die Kometen des Jahres 1907¹.

Der erste Komet des Jahres 1907 wurde durch Giacobini in Nizza am 9. März entdeckt. Giacobini sah einen rundlichen, schlecht begrenzten Nebel von 14 Bogenminuten Durchmesser mit einem scharfen Kerne 13. Größe. Schon die ersten Bahnberechnungen ergaben, daß dieser Komet, wenn man sich so ausdrücken darf, ziemlich spät entdeckt wurde, ganz kurz nämlich vor dem Periheldurchgang. Seine Lichtstärke nahm daher in den folgenden Tagen rasch ab, so daß er bereits Mitte April, wo er am 12. in Rom das letztemal gesehen wurde, in der Abenddämmerung verschwand.

Die Bahnelemente desselben wurden wie folgt festgestellt:

| | | |
|--|----------|---------------------------|
| Komet 1907 I. | | |
| Periheldurchgang März 19. 1667 mittl. Berliner Zeit. | | |
| Abstand des Perihels vom Knoten . . . | 317° 6' | } mittl. Äquinoktium 1907 |
| Länge des aufsteigenden Knotens . . . | 97° 10' | |
| Neigung | 141° 40' | |
| Periheldistanz | 2,0517° | |

Aus der näheren Prüfung dieser Elemente fand Prof. G. Weiß, daß der Komet Ende November 1907 in Opposition zur Sonne treten und dabei sich der Erde so weit nähern würde, um mit starken Instrumenten nochmals gesehen zu werden. Prof. Weiß berechnete eine Auffuchungssphemeride, nach welcher Wolf in Heidelberg auf photographischem und Giacobini selbst in Nizza auf optischem Wege das Gestirn am 4. Dezember tatsächlich noch einmal sahen.

Die zweite Entdeckung führte J. Grigih auf seiner Privatsternwarte zu Thames in Neu-Seeland aus. Der Komet bewegte sich aber so rasch gegen N.-O., daß auf der südlichen Halbkugel eine nähere Beobachtung desselben nicht möglich war. Grigih selbst verfolgte ihn vom 8. bis 11. April, von da ab nicht mehr, der Komet entschwand, bevor seine Entdeckung noch bekannt wurde. Aber schon am 14. April fand ihn Mellish in Madison auf und Barnard nahm ihn am Rande einer Platte wahr, die er für einen anderen Zweck angefertigt hatte. Der Komet konnte dann bis Mitte Mai beobachtet werden. Die auf Grund dieser Beobachtungen ausgeführte Bahnberechnung ergab, wie Verberich fand, eine große Ähnlichkeit dieses Objektes mit dem mächtigen Kometen 1742 I. Überträgt man die Elemente des letzteren auf das mittlere Äquinoktium 1907,0, so hat man nämlich:

| | | |
|---|----------|--------------------------|
| 1907 II. | | 1742 I. |
| Periheldurchgang März 27. 6107 | | Februar 8. 2336 m. B. Z. |
| Abstand des Perihels vom Knoten | 328° 48' | 328° 4' |
| Länge des aufsteigenden Knotens | 189° 8' | 187° 54' |
| Neigung | 110° 5' | 112° 57' |
| Periheldistanz | 0,9240° | 0,7656° |

Der Komet näherte sich der Erde am 11. April bis auf 0,207 Erdbahnhalbmessner.

Auch der dritte Komet des Jahres 1907 wurde von Giacobini entdeckt. Er sah am 1. Juni einen äußerst matten Nebelfleck, der schwer zu beobachten war und wie es scheint auch nicht lange verfolgt wurde. Die erste Bahnberechnung dieses Kometen rührte von Miß Ginarson und Miß Glancy her. Die nachstehenden Elemente sind von Strömgen ermittelt worden.

| | | |
|---|----------|-----------------------------|
| Komet 1907 III. | | |
| Periheldurchgang Mai 31. 2078 mittl. Berliner Zeit. | | |
| Abstand vom Knoten | 39° 35' | } mittl. Äquinoktium 1907,0 |
| Länge des aufsteigenden Knotens | 160° 52' | |
| Neigung | 14° 51' | |
| Periheldistanz | 1,0215 | |

¹ Mit Benützung des „Astronomischen Kalenders“ für 1908, „Neue Planeten und Kometen“ von Hofrat Prof. Dr. G. Weiß) und verschiedener Zeitschriften.

Den vierten Kometen des Jahres entdeckte Daniel in Princeton am 9. Juni. Bei der Entdeckung war die Gesamthelligkeit der Erscheinung gleich jener eines Sternes 8,9. Größe. Mitte August betrug sie aber schon die 2. bis 3. Größe. Der Schweif hatte eine Länge von mehr als 10° und eine Breite von 2° . Da der Komet in ungünstiger Stellung am Morgenhimmel stand, wurde er nicht auffällig; dafür machte die Wissenschaft reiche Beute an ihm durch zahlreiche spektroskopische und photographische Aufnahmen, die noch nicht veröffentlicht wurden. Dessen Bahnelemente sind nach der Berechnung von Krützinger:

Komet 1907 IV.

Periheldurchgang September 3. 9823 mittl. Berliner Zeit.

| | | |
|---------------------------------------|----------|--------------------------------|
| Abstand des Perihels vom Knoten . . . | 294° 23' | } mittl. Äquinoktium 1907,0 |
| Länge des aufsteigenden Knotens . . . | 143° 2' | |
| Neigung | 8° 58' | |
| Periheldistanz | 0,5124 | |

Den letzten Kometen des Jahres entdeckte Mellish in Madison am 13. Oktober. Es war ein helllichtbares Objekt, dessen Helligkeit bis Mitte November noch zunahm. Der Komet zeigte die Erscheinung, daß seine Nebelscheibe sich beim Entfernen von der Sonne ausdehnte. Die vorläufige Berechnung seiner Bahnelemente ergab nach Ebell:

Komet 1907 V.

Periheldurchgang September 14. 4025 mittl. Berliner Zeit.

| | | |
|---------------------------------------|----------|--------------------------------|
| Abstand des Perihels vom Knoten . . . | 294° 23' | } mittl. Äquinoktium 1907,0 |
| Länge des aufsteigenden Knotens . . . | 54° 36' | |
| Neigung | 119° 37' | |
| Periheldistanz | 0,9830 | |

Von den kurzperiodischen Kometen, die bereits in mehreren Erscheinungen beobachtet wurden, hätten im Jahre 1908 nach Prof. G. Weiß zu erscheinen:

Endescher Komet, wird mit Bestimmtheit in der nächsten Zeit erwartet.

Tempel 1867 III dürfte spurlos vorübergehen.

1886 IV. Drei Erscheinungen sind nicht aufgefunden worden, daher geringe Wahrscheinlichkeit des Wiedersehens.

1894 I. Die zweite Erscheinung ging unbemerkt vorüber, daher auch geringe Wahrscheinlichkeit für eine Beobachtung.

1867 I. (Umlaufzeit 40 Jahre). Keine Vorausberechnung bekannt gemacht. Auch für 1886 IV. und 1894 I. liegen keine Vorausberechnungen vor.

Ende 1908 oder anfangs 1909 wird mit Zuversicht auf das Wiedererscheinen des Halley'schen Kometen gerechnet, „wenn ihm nicht etwa inzwischen auf seiner weiten Bahn um die Sonne ein Unfall zugestoßen ist“.

Aus der Chronik der großen Erdkatastrophen im Schlußquartal des Jahres 1907.

Von Wilhelm Krebs.

Die Erdbebennachrichten vom 16. Oktober 1907 waren in mehr als einer Beziehung von Interesse. Vor allem ließen sie erkennen, daß zum ersten Male ein lang geplantes Zusammenarbeiten, nach Art der Wettertelegraphie, zustande gekommen war. Amerikanische, britische und mitteleuropäische Stationen hatten sich sogleich auf telegraphischem Wege verständigt. Der Zweck solcher Verständigung war aber nicht, wie in der Witterungskunde, die Herstellung von Übersichtskarten, er war vielmehr die Bestimmung des Erdbebenherdes.

Die das Erdinnere in mehr oder weniger großer Tiefe durchquerenden Stoßwellen eines Erdbebens treffen früher ein als die Oberflächenwellen der erschütterten Erdkruste. Aus dem Unterschied ihres Eintreffens ist es möglich, die Entfernung des Erdbebenherdes von jeder Erdbebenstation annähernd zu bestimmen. Hat man diese Abstände für drei und mehr hinreichend weit auseinander gelegene Erdbebenstationen, so läßt sich mit einiger Sicherheit der Ort des Herdes ermitteln.

Um die telegraphische Verständigung zu erleichtern, ist schon im Jahre 1906 von den Erdbebenforschern Belar in Laibach und Vicentini in Padua vorgeschlagen worden, wie bei der Wettertelegraphie, nur Ziffergruppen zu telegraphieren. Es sollten drei oder vier Gruppen, jede von fünf oder sechs Ziffern, sein. Die beiden ersten Gruppen sollten Zeitangaben enthalten. Die erste solche Zeitangabe für den Beginn der Erdbebenaufzeichnung, also für die ersten Stoßwellen, die zweite solche für den Hauptauschlag, also für die stärksten Oberflächenwellen. Der dritten Gruppe sollte die Größe des Hauptauschlages, der vierten der schon vorberechnete Abstand des Erdbebenherdes von der Station, in Kilometern entnommen werden.

In dieser oder einer ähnlichen Weise ist anscheinend die Verständigung am 16./17. Oktober 1907 erfolgt, so daß von London aus der ungefähre Bereich des Herdgebietes schon am 17. Oktober veröffentlicht werden konnte. Besonders von Bedeutung waren für Europa die amerikanischen Stationen, wie umgekehrt für Amerika die europäischen. Für diesen Teil der gegenseitigen Verständigung dürfte die Eröffnung der transatlantischen Marconi-Telegraphie vom gleichen Tage, dem 17. Oktober 1907, von Wert gewesen sein, der erheblich verminderten Kosten wegen.

Als ihre Abstände vom Herd des am 16. Oktober in Laibach nachmittags um 3 Uhr 12 Min. mitteleuropäischer Zeit registrierten Fernbebens gaben die Stationen Laibach 10.000, Potsdam 9000, Shide auf der Insel Wight 8000, Albany bei Newyork und Washington ebenfalls 8000 Kilometer an. Der Erdbebenherd wurde von London aus im Westen des mittelatlantischen Gebietes gesucht. Da direkte Nachrichten vom amerikanischen Festlande ausblieben, kommt nur der Meeresgrund in Frage.

In dieser Beziehung erscheint von Bedeutung, daß von der Station zu Berkley in Kalifornien aus der Herd der Erschütterung im pazifischen Meeresgrunde westlich von Mittelamerika bestimmt wurde, etwa dort, wo der 120. Meridian westl. v. Gr. den 20. Parallel nördlicher Breite schneidet. Der westatlantische Herd ist zu nahe, der ostpazifische zu weit für die europäischen Abstandsbestimmungen. Da ein Erdbeben aus Mexiko oder aus den mittelamerikanischen Südstaaten längst gemeldet wäre, kann es sich nur um zwei Herde gleichzeitiger Erschütterungen beiderseits dieses Festlandes handeln.

Mit besonders naheliegender Wahrscheinlichkeit kommt im Atlantik jenes Gebiet zwischen den westindischen Inseln und dem St. Paulsfielen in Betracht, das in neuerer Zeit eine zunehmende vulkanische Tätigkeit in seinen Meerestiefen erkennen ließ. In einem Vortrage vor der Naturforscherversammlung in Meran 1905 und in den ersten Heften des sechsten Jahrganges der Zeitschrift „Weltall“ der Trepow-Sternwarte habe ich diesen „Zug nach Westen“ im zentralatlantischen Vulkanismus statistisch nachgewiesen. Er war einer der ersten Gründe, aus dem ich schon damals, im September 1905, Beforgnisse vor neu n Erdkatastrophen in mittelamerikanischen Gebieten entnahm. Diese sind durch die Ereignisse bei Jamatka im Dezember 1906 und im Jänner 1907, sowie durch die festländischen Erdbeben von April und Juni 1907 bis in die neueste Zeit schon bestätigt. Doch können sie darum, besonders für die westindischen Inseln auch jetzt nicht als völlig behoben gelten. Weitere Gründe jekte ich im September 1906 in einem Vortrage der Stuttgarter Naturforscherversammlung auseinander.

Weitere Verfolgung verdienen die Nebenerscheinungen der noch in Rästel geschüllten Erdkatastrophen vom 16. Oktober 1907 in anderen Gebieten. Die Bewegung der Seismographen in Albany und Washington werden als so stark geschildert, daß man berechtigt ist, auch für die östliche Union ein leichtes Erdbeben anzunehmen. Der Zusammenhang mit den Explosionen von Fontanet trifft aber in der in London vermuteten Weise nicht zu. Denn diese ereigneten sich schon am 15. Oktober, während das Fernbeben an den ostamerikanischen Stationen erst am Vormittag des 16. Oktober angezeigt wurde.

Viel näher liegt der Zusammenhang mit einer kleinen Katastrophe des europäischen Bodens. Unter dem 18. Oktober 1906 wurde aus Cannes von der französischen Riviera ein Bergsturz berichtet, durch den ein Teil des Weilers von Saint Auban verschüttet wurde.

Ein ähnliches Ereignis war einige Tag früher eingetreten. Am 11. Oktober 1907 begann bei Aubenais im Tale der Ardeche eine Rutschung von außerordentlicher Ausdehnung, die über Tage und Wochen anhalten sollte. Am 12. und 13. Oktober wurde dann der Mansfelder Bergbau, ähnlich wie schon im Jahre 1892, durch Wassereinbruch in eine Tiefbauohle auf lange hinaus lahmgelegt. Unter dem 14. Oktober wurde aus Sosnowice ein Grubeneinsturz gemeldet. Diese Reihe kleiner Katastrophen erschint von großer Bedeutung, denn am 10. und 11. Oktober 1907 meldete die Station Laibach ein schwaches und ein mittelstarkes Fernbeben aus 8000 und 9000 Kilometern Entfernung. Allen Anschein nach handelte es sich damals um Vorläufer der größeren Erscheinung vom 16. Oktober 1907, die, ganz wie diese selbst, ein Echo im europäischen Boden erweckten.

Gerade in diesem Zusammenhang deutlicher Fernwirkungen fordern jene ersten Erdbeben des Oktobers 1907 das besondere Interesse der zivilisierten Welt heraus. Wie die Erdbeben und Ausbrüche des Jahres 1902 in Guatemala und auf den kleinen Antillen, so waren auch diese mittelamerikanischen Katastrophen Vorläufer von aktweltlichen Erdbeben, die die furchtbare Macht der Tiefe in voller Größe erkennen ließen. Am 21. Oktober 1907 folgte im russischen Zentralasien die Katastrophe von Karatag, gleichzeitig eine vielleicht noch größere in den entlegenen Gebieten des chinesischen Zentralasiens, auf welche die aus den Seismogrammen berechneten Abstände hinwiesen. Am 23. Oktober folgte das kalabrische Erdbeben mit der Zerstörung von Ferruzzano.

Seitdem, über den ganzen November und Dezember des Jahres 1907 hin, sind die Seismographen kaum aus der Arbeit gekommen. Wenigstens acht sogenannte Weltbeben kamen zur Aufzeichnung. Sie harrten noch alle der Bestimmung, auch das vom 21. November 1907, da der Erdstoß bei Tokio nicht den Zeit- und Entfernungsangaben der europäischen Erdbebenstationen entspricht. Die stärkeren dieser Katastrophen fielen wohl den vulkanischen Teufen des Stillen Ozeans zu, der sie mit seinem schweren Wassermantel vielleicht auf immer verhüllen wird. Darauf deuten ansehnend die Flutwellen, die am 7. November 1907 von Savaiti im Samoa-Archipel gemeldet wurden. Auch der Meeresgrund des hochnordischen Atlantik war wohl nicht unbeteiligt, nach Nachrichten aus Island vom 4. November 1907. Vielleicht entfiel in diese Zeit die größte der vulkanischen Katastrophen des Jahres, eine Explosion ähnlich der vorgezeichneten von Thera und der Zerspaltung der Insel Krakatau im August 1883. Nach einem amerikanischen Marinebericht, der während des November einlief, war die erst seit dem Jahre 1796 entstandene, aber mehr als 400 Meter hohe Felseninsel Swan Bogoslof durch einen vulkanischen Ausbruch zertrümmert worden, der die im Süden benachbarten Inseln der Aleuten-Kette mit gewaltigen Aschen- oder Tufflagen bedeckt hatte. Wahrscheinlicher ist freilich, den Hauptteil dieser Katastrophe in den September oder die erste Oktoberwoche 1907 zurückzulegen, zu welcher Zeit die Nordküste des östlichen Neuguinea und vielleicht auch schon die Samoa-Insel Savaiti, nach den über Sydney gefakelten Telegrammen, von schadenbringenden Flutwellen heimgesucht wurden.

Besondere Aufmerksamkeit beanspruchte die Häufung schwerer Grubenkatastrophen im Dezember, vor allem der Explosionen schlagender Wetter in nordamerikanischen Kohlenruben. Zwei der schwersten Explosionen, die von Fairmont am 6. und die von Pittsburg am 20. Dezember 1907 schlossen sich in auffallender Weise den Hygieneterminen an, die auf den 5. und den 19. Dezember entfielen. Auch die drei anderen, bei Fayette City und bei Monongahela am 2., bei Zolante am 16. Dezember, entfernten sich ebenfalls nicht allzuweit von diesen längst als kritisch angesehenen Terminen. Das gleiche konnte von mir, in Beiträgen zu der „Berg- und Hüttenmännischen Rundschau“, an allen größeren Grubenexplosionen nach 1880 nachgewiesen werden. In denselben Beiträgen wurde schon seit zwei Jahren wiederholt der Zusammenhang mit einer von Stürmen veranlaßten Bodenunruhe festgestellt, teilweise an der Hand meteorologischer Tabellen. Zu dem gleichen Ergebnisse gelangte neuerdings der Erdbebenforscher A. Belar, der zur Kontrolle der Bodenunruhe direkt die Aufstellung von Seismographen in Grubenbereichen anriet.

Doch dürfte auch die Berücksichtigung der Hygieneregeln, Anempfehlung besonderer Vorsicht in der Handhabung von Verleselungseinrichtungen einerseits, Sprengschüssen und Grubenlampen andererseits, zur Zeit dieser kritischen Termine, einigen Nutzen bringen. In einem Beitrage zum ersten Jahreshefte 1908 der erwähnten Zeitschrift „Weltall“, über den Mond als Sonnenuhr zur Zeitbestimmung von Erdkatastrophen, konnte das Zutreffen der Hygieneregeln für die sieben größeren Erdkatastrophen des ersten Halbjahrs 1907 erwiesen und für die gesamte Statistik größerer und kleinerer Katastrophen des gleichen Zeitraumes, im ganzen 226, die aus Zeitungsberichten zusammengestellt werden konnten, von mir wahrscheinlich gemacht werden. Auch wurde jene Regel durch ein Ereignis in das Gedächtnis zurückgerufen, mit dem das Jahr 1908 die Chronik seiner großen Katastrophen eröffnete. Es war ein neues Erdbeben auf Jamaica, am 2. Jänner 1908, nahezu am Neumondtermin dieses Monats, dem 3. Jänner 1908, der wie der Neumondtermin des verhängnisvollen 14. Jänner 1907 verbunden war mit einer totalen Sonnenfinsternis auf der anderen Seite des Erdballes.

Politische Geographie und Statistik.

Die Kriegsstoffen der Erde Anfang 1908.

Von W. Henz.

Auch das verflossene Jahr zeigt in der Entwicklung des schwimmenden Flottenmaterials der ersten Seemächte einen gewaltigen Fortschritt, der namentlich für die Vereinigten Staaten und England hohe Zuwachsziffern aufzuweisen hat. Nur Frankreich hat durch Streichungen veralteter Panzer und den Untergang der „Jena“ eine beträchtliche

Einbuße an Tonnage zu verzeichnen. Es ist dadurch hinter die Union an die dritte Stelle gerückt. Man macht außerdem mit Recht der französischen Flotte den Vorwurf, daß die einzelnen Klassen ein zu wenig einheitliches Gepräge zeigen, wodurch der allgemeine Gesamtwert herabgesetzt wird, wie die russische Niederlage von Tuschima zeigte. Auch die Flotte des Zarenreiches hat nicht die Bedeutung, die ihr nach der Tonnage zukommen sollte. Die größte Zahl der Linienschiffe liegt zwecklos in dem Hafen von Sewastopol, wo sie kein Feind bedroht und ist schon einigermaßen veraltet; die Schnelligkeit ist durchaus unzulänglich. Eine neue Ostsee-Flotte muß aber erst noch geschaffen werden. Nach dem Vorgang der Engländer hat der Tonnagegehalt der Linienschiffe und Panzerkreuzer eine weitere bedeutende Steigerung erfahren.

In nachstehendem Verzeichnis werden nur die bereits vom Stapel gelassenen Schiffe aufgeführt, da sie bei einem etwaigen Seekrieg durch beschleunigte Fertigstellung immer noch Verwendung finden könnten.

Klassifikation: Linienschiffe erster Klasse zählen über 10.000 Tonnen, Linienschiffe zweiter Klasse 7500 bis 10.000 Tonnen, Linienschiffe dritter Klasse 5000 bis 7500 Tonnen, Küstenpanzerschiffe 2000 bis 5000 Tonnen, Panzerkanonenboote unter 2000 Tonnen. Panzerkreuzer haben Panzerdeck und Seitenpanzer der Wasserlinie, geschützte Kreuzer Panzerdeck ohne Seitenpanzer, ungeschützte Kreuzer weder Panzerdeck noch Seitenpanzer. Große Kreuzer zählen über 5500 Tonnen, kleine Kreuzer 1000 bis 5500, Kanonenboote sind Kreuzer unter 1000 Tonnen.

1. England.

62 Linienschiffe erster Klasse mit 909.450 Tonnen, 2 Linienschiffe zweiter Klasse mit 19.050 Tonnen, 38 Panzerkreuzer mit 475.450 Tonnen, 37 geschützte große Kreuzer mit 280.190 Tonnen, 49 geschützte kleine Kreuzer mit 153.340 Tonnen, 8 ungeschützte kleine Kreuzer mit 8610 Tonnen, 24 Kanonenboote mit 10.885 Tonnen, 147 Torpedofahrzeuge (Torpedobootszerstörer) mit 64.370 Tonnen, 42 Torpedoboote mit 7063 Tonnen; zusammen 409 Schiffe mit 1.923.388 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 112.108 Tonnen. Zahl der Unterseeboote 47. Marinebudget für 1907/08 = 641.000.000 Mark.

2. Vereinigte Staaten von Amerika.

25 Linienschiffe erster Klasse mit 358.060 Tonnen, 1 Linienschiffe dritter Klasse mit 6150 Tonnen, 10 Küstenpanzerschiffe mit 36.000 Tonnen, 15 Panzerkreuzer mit 199.130 Tonnen, 4 geschützte große Kreuzer mit 16.040 Tonnen, 21 geschützte kleine Kreuzer mit 73.480 Tonnen, 2 ungeschützte große Kreuzer mit 13.200 Tonnen, 14 ungeschützte kleine Kreuzer mit 20.120 Tonnen, 1 Kanonenboot mit 200 Tonnen, 26 Torpedofahrzeuge mit 9531 Tonnen, 20 Torpedoboote mit 3200 Tonnen; zusammen 139 Schiffe mit 735.111 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 118.331 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 9. Marinebudget für 1907/08 = 415.600.000 Mark.

3. Frankreich.

22 Linienschiffe erster Klasse mit 253.880 Tonnen, 10 Linienschiffe zweiter Klasse mit 74.210 Tonnen, 6 Panzerkanonenboote mit 9300 Tonnen, 21 Panzerkreuzer mit 193.760 Tonnen, 4 geschützte große Kreuzer mit 30.100 Tonnen, 21 geschützte kleine Kreuzer mit 67.820 Tonnen, 7 Kanonenboote mit 2096 Tonnen, 72 Torpedofahrzeuge mit 27.547 Tonnen, 246 Torpedoboote mit 24.705 Tonnen; zusammen 409 Schiffe mit 683.478 Tonnen. Abnahme im Jahre 1907 = 48.462 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 48. Marinebudget für 1907/08 = 249.600.000 Mark.

4. Deutschland.

24 Linienschiffe erster Klasse mit 236.990 Tonnen, 8 Küstenpanzerschiffe mit 32.800 Tonnen, 12 Panzerkanonenboote mit 12.970 Tonnen, 8 Panzerkreuzer mit 79.800 Tonnen, 5 geschützte große Kreuzer mit 31.146 Tonnen, 23 geschützte kleine Kreuzer mit 80.933 Tonnen, 11 ungeschützte kleine Kreuzer mit 16.800 Tonnen, 9 Kanonenboote mit 6164 Tonnen, 69 Torpedofahrzeuge mit 20.237 Tonnen, 47 Torpedoboote mit 7080 Tonnen; zusammen 221 Schiffe mit 584.970 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 32.543 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 1. Marinebudget für 1907/08 = 278.300.000 Mark.

5. Japan.

18 Linienschiffe erster Klasse mit 194.110 Tonnen, 2 Linienschiffe zweiter Klasse mit 17.150 Tonnen, 2 Küstenpanzerschiffe mit 8400 Tonnen, 14 Panzerkreuzer mit 142.000 Tonnen, 3 geschützte große Kreuzer mit 18.370 Tonnen, 13 geschützte kleine Kreuzer mit 54.230

Tonnen, 7 ungeschützte kleine Kreuzer mit 11.050 Tonnen, 54 Torpedofahrzeuge mit 20.568 Tonnen, 18 Torpedoboote mit 2700 Tonnen; zusammen 131 Schiffe mit 468.578 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 44.098 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 7. Marinebudget für 1907/08 = ?

6. Rußland.

10 Linienschiffe erster Klasse (davon 6 im Schwarzen Meer) mit 136.050 Tonnen 3 Linienschiffe zweiter Klasse (davon 2 im Schwarzen Meer) mit 27.100 Tonnen, 2 Panzerkanonenboote mit 3435 Tonnen, 7 Panzerkreuzer mit 73.170 Tonnen, 7 geschützte große Kreuzer (davon 2 im Schwarzen Meer) mit 46.500 Tonnen, 1 geschützter kleiner Kreuzer mit 3150 Tonnen, 6 ungeschützte kleine Kreuzer (sämtlich im Schwarzen Meer) mit 8950 Tonnen, 16 Kanonenboote mit 10.060 Tonnen, 98 Torpedofahrzeuge (davon 14 im Schwarzen Meer) mit 35.711 Tonnen, 94 Torpedoboote (davon 32 im Schwarzen Meer) mit 15.980 Tonnen; zusammen 214 Schiffe mit 360.106 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 1681 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 29. Marinebudget für 1907/08 = 175,000.000 Mark.

7. Italien.

14 Linienschiffe erster Klasse mit 180.090 Tonnen, 2 Linienschiffe zweiter Klasse mit 19.500 Tonnen, 7 Panzerkreuzer mit 49.730 Tonnen, 13 geschützte kleine Kreuzer mit 34.400 Tonnen, 9 Kanonenboote mit 6740, 13 Torpedofahrzeuge mit 4480 Tonnen, 118 Torpedoboote mit 14.920 Tonnen; zusammen 176 Schiffe mit 309.860 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 19.540 Tonnen. Zahl der Unterseeboote = 4. Marinebudget für 1907/08 = 112,500.000 Mark.

8. Osterreich-Ungarn.

3 Linienschiffe erster Klasse mit 31.800 Tonnen, 3 Linienschiffe zweiter Klasse mit 25.020 Tonnen, 3 Linienschiffe dritter Klasse mit 16.800 Tonnen, 6 Panzerkanonenboote mit 2400 Tonnen, 3 Panzerkreuzer mit 19.000 Tonnen, 7 geschützte kleine Kreuzer mit 19.850 Tonnen, 11 Torpedofahrzeuge mit 5280 Tonnen, 36 Torpedoboote mit 4200 Tonnen; zusammen 72 Schiffe mit 113.450 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 800 Tonnen. Marinebudget für 1907/08 = 38,500.000 Mark.

9. Holland.

5 Linienschiffe dritter Klasse mit 28.130 Tonnen, 4 Rüstpanzerschiffe mit 13.000 Tonnen, 8 geschützte kleine Kreuzer mit 30.300 Tonnen, 1 ungeschützter kleiner Kreuzer mit 1300 Tonnen, 13 Kanonenboote mit 9683 Tonnen, 45 Torpedoboote mit 4490 Tonnen; zusammen 76 Schiffe mit 84.903 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 290. Ein Unterseeboot.

10. Schweden.

18 Rüstpanzerschiffe mit 50.300 Tonnen, 7 Panzerkanonenboote mit 3220 Tonnen, 1 Panzerkreuzer mit 4060 Tonnen, 4 Kanonenboote mit 1816 Tonnen, 8 Torpedofahrzeuge mit 5360 Tonnen, 27 Torpedoboote mit 1930 Tonnen; zusammen 65 Schiffe mit 66.686 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 14.406 Tonnen. Ein Unterseeboot.

11. Spanien.

1 Linienschiff zweiter Klasse mit 9900 Tonnen, 2 Panzerkreuzer mit 14.000 Tonnen, 1 geschützter großer Kreuzer mit 9240 Tonnen, 4 geschützte kleine Kreuzer mit 14.050 Tonnen, 13 Kanonenboote mit 6410 Tonnen, 5 Torpedofahrzeuge mit 2100 Tonnen, 8 Torpedoboote mit 780 Tonnen; zusammen 34 Schiffe mit 55.778 Tonnen.

12. Argentinien.

3 Rüstpanzerschiffe mit 9100 Tonnen, 4 Panzerkreuzer mit 28.300 Tonnen, 4 geschützte kleine Kreuzer mit 12.700 Tonnen, 5 Torpedofahrzeuge mit 1750 Tonnen, 24 Torpedoboote mit 1110 Tonnen, zusammen 40 Schiffe mit 53.050 Tonnen. Zunahme im Jahre 1907 = 220 Tonnen.

13. Chile.

1 Linienschiff dritter Klasse mit 7000 Tonnen, 2 Panzerkreuzer mit 15.700 Tonnen, 4 geschützte kleine Kreuzer mit 14.500 Tonnen, 9 Torpedofahrzeuge mit 4000 Tonnen, 5 Torpedoboote mit 650 Tonnen; zusammen 21 Schiffe mit 41.850 Tonnen.

(Schluß folgt.)

Zur Bevölkerungsstatistik Englands. Einer soeben veröffentlichten amtlichen Statistik nach betrug die Bevölkerungszahl von England und Wales während des Jahres 1906 34,547.016 Personen. Von diesen waren 16,689.707 männlichen und 17,857.309 weiblichen Geschlechts. Die Ehen, die während desselben Jahres geschlossen wurden, bezifferten sich auf 270.038 oder 15,6 Personen pro 1000 der Gesamtbevölkerung. Diese Ziffer weist einen Zuwachs um 0,3 über das Jahr 1905 auf, steht jedoch um 0,2 niedriger als der Durchschnitt der Jahre 1896 bis 1905. Die Geburten des Jahres 1906 erreichten die Höhe von 935.081 oder 27,1 pro 1000 der Bevölkerung. Dies ist die niedrigste Geburtsziffer, die verzeichnet worden ist, seitdem die gesetzliche Registrierung eingeführt wurde. Die Todesfälle belaufen sich auf 531.821 oder 15,4 pro 1000 der Bevölkerung. Es zeigt sich da eine kleine Zunahme über die außerordentlich niedrige Ziffer des Jahres 1905, jedoch 1,4 pro 1000 unter dem Durchschnitt der Jahre 1896 bis 1905. Bei Kindern unter einem Jahr erreichten die Todesfälle die beträchtliche Höhe von 123.893 oder 132 pro 1000 der Geburten. Diese Ziffern stehen 4 pro 1000 über denen von 1905, jedoch 15 pro 1000 unter denen der Jahre 1896 bis 1905. Einige andere interessante Tatsachen, die aus dem amtlichen Berichte hervorgehen, verdienen Beachtung. So zeigte sich, daß sich die jungen Männer und Mädchen mehr Zeit nehmen, unter das Joch der Ehe zu kommen, als früher. So war das Durchschnittsalter der Männer, die zum Traualtare schritten, im Jahre 1896 25,59 Jahre, im Jahre 1905 27,91 und im Jahre 1906 27,03 Jahre. Das Durchschnittsalter der Mädchen war im Jahre 1896 noch 24,08, im Jahre 1905 dagegen 25,43 und im Jahre 1906 25,46 Jahre. Unter den Witwen dagegen finden sich sehr viele, die eine Neigung besitzen, jüngere Männer zu heiraten. So heirateten im Jahre 1906 in England 3609 Witwen, von denen die Mehrzahl das Alter zwischen 35 und 45 Jahren erreicht hatte, Jünglinge zwischen 18 und 21 Jahren. Als ein Zeichen der Zeit kann es auch betrachtet werden, daß die zivilgerichtliche Ehe, gegen welche früher ein ungemein starkes Vorurteil herrschte, das auch bis heute noch nicht ganz überwunden ist, doch immer mehr an Zunahme gewinnt. Vor 50 Jahren wurden von 1000 Ehen nur 29 zivilgerichtlich geschlossen; im Jahre 1906 war die Zahl schon auf 188 gestiegen. Die kinderreichsten Familien finden sich unter den Bergleuten, die kinderärmsten in den Industriebezirken, sowie auf dem flachen Lande, was, wie der Bericht annimmt, sich daraus erklärt, daß die Bergleute, und namentlich die Kohlenbergleute, früh heiraten. Eine weitere Vergleichung zwischen Stadt- und Landbezirken zeigt, daß die durchschnittliche Kinderzahl der Familien in den Städten um 5 bis 8 Prozent höher steht als auf dem Lande. Wie immer, ist die Geburtsziffer bei Knaben höher als bei Mädchen und sie stand im vorigen Jahre in England im Verhältnis von 1041 zu 1000. In Cambridge schre stieg der Unterschied noch höher, es wurden dort auf je 1000 Mädchen 1131 Knaben geboren, in Cornwall dagegen auf 1000 Mädchen nur 1013 Knaben. Die größere Sterblichkeit unter den Knaben, namentlich im Alter von 1 bis 5 Jahren, gleicht dies übrigens bald aus, und da die Sterbeziffer auf 1000 Frauen bei den Männern 1141 beträgt, so stellt sich das Übergewicht des Frauengeschlechts immer wieder ein. Im Alter von mehr als 100 Jahren starben im vorigen Jahre in England und Wales 65 Personen, darunter 16 Männer und 49 Frauen.

Deutsche Einwanderung in Amerika. Von besonderem Interesse ist die folgende Zusammenstellung über die deutsche Einwanderung des letzten Fiskaljahres, denn sie zeigt, welche amerikanischen Staaten die deutschen Ankommlinge als ihr künftiges Domizil bevorzugt haben. Die Ziffern sind, wie folgt:

| | | | |
|---------------------------|-------|-------------------------|-------|
| Alabama | 145 | Kansas | 1658 |
| Alaska | 4 | Kentucky | 193 |
| Arizona | 38 | Louisiana | 166 |
| Arkansas | 87 | Maine | 22 |
| California | 2124 | Maryland | 1413 |
| Colorado | 1996 | Massachusetts | 1156 |
| Connecticut | 1304 | Michigan | 2234 |
| Delaware | 33 | Minnesota | 1334 |
| Distr. Columbia | 131 | Mississippi | 28 |
| Florida | 64 | Missouri | 3064 |
| Georgia | 56 | Montana | 226 |
| Hawai | 17 | Nebraska | 2446 |
| Idaho | 68 | Nevada | 43 |
| Illinois | 10105 | New Hampshire | 55 |
| Indiana | 757 | New Jersey | 5955 |
| Indian. Terr. | 14 | New Mexico | 49 |
| Iowa | 1038 | New York | 21440 |

| | | | |
|--------------------------|-------|-------------------------|------|
| North Carolina | 16 | Tennessee | 148 |
| North Dakota | 1995 | Texas | 885 |
| Ohio | 8481 | Utah | 239 |
| Oklahoma | 270 | Vermont | 31 |
| Oregon | 492 | Virginia | 126 |
| Pennsylvania | 13971 | Washington | 821 |
| Philippinen | 2 | West Virginia | 198 |
| Puerto Rico | 36 | Wisconsin | 4357 |
| Rhode Island | 161 | Wyoming | 73 |
| South Carolina | 75 | | |
| South Dakota | 1083 | Zusammen: 92.936 | |

Japans Außenhandel im Jahre 1907. In Rücksicht auf die Meldungen über den Ausbruch einer Wirtschaftskrise in Japan dürften die jetzt vorliegenden Zahlen über Entwicklung des japanischen Außenhandels einem erhöhten Interesse begegnen. Der Export Japans stieg in 1907 von 212,000,000 Dollar, im Vorjahre auf 215,500,000 Dollar, also um 3,500,000 Dollar. Eine viel größere Steigerung weist jedoch der Import auf, der von 209,500,000 Dollar auf 247,500,000 Dollar anwuchs. Die Handelsbilanz Japans ist also für 1907 mit zirka 32 Millionen Dollar passiv. Im Jahre 1906 überstieg dagegen der Export den Import um 2,500,500 Dollar. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Handelsbilanz Japans für 1906 seit 12 Jahren zum ersten Male aktiv war. Die Steigerung des Außenhandels an sich ist in den letzten 12 Jahren eine außerordentlich grobe gewesen, nämlich von 65,500,000 Dollar auf 463,000,000 Dollar. Zurückzuführen ist die diesmalige Passivität der japanischen Handelsbilanz hauptsächlich auf zwei Faktoren: die finanzielle Depression in Amerika und den Fall des Silberpreises. Der erste Umstand schränkte die amerikantischen Rohseidenkäufe in Japan bedeutend ein, der letzte hielt die chinesischen und koreanischen Seidenhändler von Japan zurück. Charakteristisch für die gesamte japanische Wirtschaftsentwicklung ist der Wechsel in der Natur der importierten Waren. Während früher Japan für Europa ein günstiges Absatzgebiet für Fabrikate war, fabriziert jetzt Japan hauptsächlich selbst und importiert Lebensmittel. Die Importe beschränken sich, soweit sie industriell sind, auf Rohmaterialien und Halbfabrikate und die für die Fabrikation notwendigen Maschinen. Auch der russisch-japanische Krieg hat diese Entwicklung nicht aufgehalten, im Gegenteil, die industrielle Fabrikation und Ansfuhr stiegen zu ungunsten des industriellen Imports gleich nach dem Kriege außerordentlich.

Europäische Universitätsstatistik. Einen guten Überblick über das geistige Leben in den verschiedenen Ländern Europas, wie es sich in der Zahl ihrer Universitäten und Studenten darstellt, gibt eine Statistik der „Revue Scientifique“. Danach hat Deutschland 21 Universitäten und 49.079 Studierende, Frankreich 16 Universitäten und 31.494 Studierende, Österreich-Ungarn 11 Universitäten und 29.509 Studierende, Großbritannien 15 Universitäten und 24.716 Studierende, Italien 21 Universitäten, davon 4 freie, mit 24.281 Studierenden, Rußland 9 europäische Universitäten mit 23.257 Studenten, Spanien 9 Universitäten, von denen aber nur bei sechs die Besucherzahlen mit zusammen 12.301 Studenten angegeben werden. Die Schweiz besitzt 7 Universitäten mit 6485 Studierenden, Belgien 4, davon 2 freie, mit 6079 Studierenden, Schweden 3 Universitäten mit 5262 Studierenden, Rumänien 2 Universitäten mit 4949 Studierenden, Holland 5 Universitäten mit 4020 Studenten, Griechenland die Universität Athen mit 2598 Studenten, Portugal die Universität Coimbra mit 1700 Studenten, Norwegen die Universität Christiania mit 1600 Studenten, Dänemark die Universität Kopenhagen mit 1450 Studenten, Bulgarien die Universität Sofia mit 1014 und Serbien die Universität Belgrad mit 618 Studenten. Die Gesamtzahl der auf diesen angeführten 125 Universitäten Studierenden beläuft sich auf 228.721. Die zehn besuchtesten Hauptuniversitäten (1906) sind: Berlin (13.884 Studierende), Paris (12.985 Studierende), Budapest (6551), Wien (6205), Moskau (5860), Madrid (5196), München (5054), Neapel (4918), Petersburg (4652), Leipzig (4630).

Frequenz der Pariser Universität. Einem Berichte über die Pariser Universität entnehmen wir folgende interessante Zahlen und Angaben: Am 15. Juli 1907 belief sich die Zahl der Studenten der Pariser Universität auf 16.609, diejenige der Professoren und Dozenten auf 285. Unter den Studenten befanden sich 3025 regelmäßig immatrikulierte Ausländer, fast zu gleichen Teilen männlichen und weiblichen Geschlechts. Von ihnen stellten die Russen das Hauptkontingent. Die juristische Fakultät war mit 7182 Studenten die beachtlichste. Noch vor sieben Jahren erreichte sie nicht die Zahl 4500. Die Fakultät der Naturwissenschaften — des Sciences — wies demgegenüber nur 2147 Studenten auf. Es scheint dies daher zu kommen, daß die Anstalten, obgleich erst neuerdings erweitert, schon wieder unzulänglich geworden sind. Die Fakultät der Literaturwissenschaft — des Lettres — hatte

2649 Studenten. Sie ist diejenige, die die meisten ausländischen Studenten ausweist, nämlich 906. Immer mehr geht sowohl im letzten Schuljahre, als in den letzten 10 Jahren im allgemeinen der Besuch der medizinischen Fakultät zurück. Nachdem sie 4500 Studenten gezählt, hat sie gegenwärtig nur noch 3330. Zwei Advokaten kommen auf einen Arzt. Das gleiche gilt von den Apothekern. Das Pharmazeutische Institut zählt 1000 Studenten, nachdem es früher 1800 gehabt hat.

Kohlenbergwerke in Preußen. In Preußen waren während des letztverflossenen Jahres 269 Steinkohlenbergwerke oder 11 weniger als im Jahre 1906 im Betriebe. Sie förderten 134 Millionen Tonnen oder 5,7 Millionen mehr als im vorhergegangenen Jahre. Abgefeuert wurden 126,8 Millionen Tonnen oder 5,1 Millionen mehr. Die Belegschaftszahl betrug 500.643 Mann oder 33.018 mehr. An Braunkohlenbergwerken waren während des Jahres 1907 insgesamt 364 oder 7 mehr als im Jahre 1906 im Betriebe. Sie förderten nahezu 53 Millionen Tonnen oder 5,3 Millionen mehr, setzten 41,1 Millionen Tonnen oder 3,8 Millionen mehr ab. Die Belegschaftszahl machte 53.961 Mann oder 6663 mehr aus. — Die Zunahme in Förderung und Absatz ist danach bei den Braunkohlenbergwerken größer gewesen, als bei den Steinkohlenbergwerken. Bei diesen machte die Zunahme in der Förderung 4,48 Prozent und in dem Absatze 4,23 Prozent aus, bei jenen betragen die entsprechenden Verhältniszahlen 11,0 und 10,29 Prozent.

Die britischen Großstädte. Ein vom Handelsamt veröffentlichter Ausweis über die Bevölkerung der größten Städte des Reiches im Jahre 1906 enthält folgende Angaben: Die Bevölkerung von London betrug 1906 4.758.000 Köpfe (gegen 4.536.000 im Jahre 1901), Bombay 982.000 (776.000), Kalkutta 955.000 (847.000), Glasgow 847.000 (761.000), Liverpool 746.000 (684.000), Manchester 643.000 (513.000). Es folgen in der Rangstufe Birmingham mit 553.000, Madras mit 548.000, Sydney mit 536.000 und Melbourne mit 526.000 Köpfen. Bemerkenswert ist der bedeutende Vorsprung, den Bombay über Kalkutta erungen hat.

Das Kabelwesen im Jahre 1906. Die gesamten unterseeischen Kabel betragen im Jahre 1906 450.565 Kilometer gegen 406.490 Kilometer im Jahre 1903. Davon sind nahezu $\frac{2}{3}$ im Besitz von Privatgesellschaften, während die Regierungen nur zürca $\frac{1}{6}$ im Besitz haben (68.168 Kilometer). Deutschland hat 30.261 Kilometer (1903 erst 14.861) und rangiert hiermit an vierter Stelle. Das größte Kabelnetz hat England mit 262.119 Kilometer (1903 248.147 Kilometer), dann folgen die Vereinigten Staaten von Amerika mit 83.714 Kilometer (1903: 71.611 Kilometer) und Frankreich mit 38.779 Kilometer (1903: 38.665 Kilometer). England hat 33 Kabeldampfer, Amerika 5, Frankreich 6 und Deutschland 2.

Bevölkerung der größten Städte Finnlands. Offiziellen Angaben zufolge betrug die Einwohnerzahl von Helsingfors Ende 1907 130.526 Personen. Die beiden nächstgrößten Städte des Großfürstentums, Abo und Tammerfors, haben jetzt rund 45.000, beziehungsweise 43.000 Einwohner.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Dr. Richard Boeckh¹.

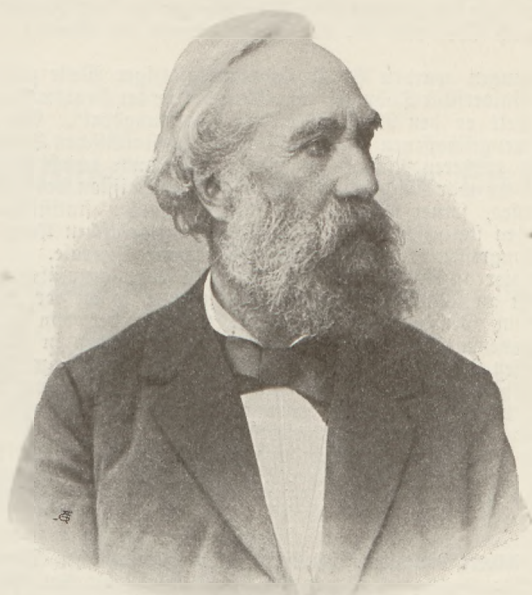
Am 5. Dezember 1907 ist der Geheime Regierungsrat und ordentliche Honorarprofessor der Statistik an der Universität Berlin, Dr. Richard Boeckh hochbetagt in Grunewald entschlafen. Mit ihm ist wohl der größte Bevölkerungsstatistiker der Gegenwart dahingegangen und weit hinaus über die Grenzen der Heimat betrauert man seinen Heimgang und anerkennt dankbar seine Verdienste um die Volks- und Bevölkerungskunde.

Richard Boeckh, am 28. März 1824 zu Berlin geboren, war der Sproß einer schwäbischen Familie, deren Stammbaum sich auf Jahrhunderte zurückverfolgen läßt. Sein Vater war der berühmte Philologe August Boeckh, eine Zierde der Berliner Universität, welcher seinen Sohn von frühester Jugend auf in die Welt des Wissens einführte und mit Achtung und Liebe für geistiges Schaffen erfüllte. Richard Boeckh besuchte vorerst das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin, wo er sich durch eine staunenswerte Begabung in der Ge-

¹ Vgl. hauptsächlich „Medizinische Reform, Wochenschrift für soziale Medizin zc.“ 15. Jahrg., Nr. 51.

sichte und Geographie auszeichnete, dann studierte er die Rechte und Kameralwissenschaften an den Universitäten Berlin und Heidelberg. Im Jahre 1845 trat er als Auskultator in den preussischen Justizdienst und 1847 in den preussischen Verwaltungsdienst. Damals war Dieterici, der Leiter des königl. preussischen Statistischen Bureaus, sein Lehrer in der Statistik.

Verschiedene Reisen nach Italien, Frankreich, England, Belgien, Holland und Norwegen, auf denen der junge Boeckh den Grund zu seinen späteren phänomenalen geographischen und sprachlichen Kenntnissen legte, unterbrachen die Praxis des Verwaltungsdienstes. Auf Veranlassung Dietericis wurde Boeckh dann 1852 mit 28 Jahren als Regierungsassessor in das königl. preussische Statistische Bureau berufen. Hier war seine erste größere Arbeit "Die Ortsstatistik und historisch-geographische Übersicht des Regierungsbezirkes Potsdam". Er arbeitete nun eine Zeitlang im Verwaltungsdienste der Regierung in Potsdam, wurde aber



Dr. Richard Boeckh.

1861 an das Statistische Bureau zurückberufen und bekam 1862 den Lehrauftrag für Bevölkerungsstatistik an dem dazu gegründeten Statistischen Seminar. 1863 wurde Boeckh erster Schriftführer des Internationalen statistischen Kongresses, 1864 fand seine Ernennung zum Regierungsrat statt. In diese Jahre fallen an Publikationen "Die geschichtliche Entwicklung der amtlichen Statistik des preussischen Staates" (1863), "Sprachkarte vom preussischen Staate" (1864), "Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" (1866) und sein grundlegendes Werk "Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (1869). Letztere Arbeit, welcher er 7 Jahre gewidmet hatte, wurde von den Sachkennern als eine wahre Ehrensäule deutschen Fleißes, deutscher Gründlichkeit und deutscher Gerechtigkeitsliebe beurteilt. Im Jahre 1864 organisierte er die erste Volkszählung in Schleswig-Holstein. Durch Bismarck wurde dann Boeckh nach dem Kriege von 1870/71 zur Mitarbeit an der Grenzregulierung herangezogen. Ihm ist es zu verdanken, daß 14 deutsche Grenzgemeinden erhalten blieben. 1871 war er eine Zeitlang bei dem Oberpräsidium in Straßburg tätig; er leitete dort die ersten organisatorischen Arbeiten in der Statistik und schuf Mustergültiges in bezug auf die Technik des Zählungsverfahrens.

Im Jahre 1875 wurde Boeckh als Nachfolger Schwabes Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, welches er durch 27 Jahre leitete. In dieser Stellung gab er das „Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin“ (1877 bis 1902), die Jahre 1875 bis 1899 umfassend, heraus. 1878 erschien seine klassische Bearbeitung der Berliner Volkszählung von 1875, doch auch die Bearbeitungen der Berliner Volkszählungen von 1880, 1885, 1890 und 1895 sind von derselben methodischen Schärfe und Fundierung des analytischen Aufbaues. Seit 1879 gab Boeckh alljährlich eine Zusammenfassung der wöchentlich und monatlich erscheinenden Veröffentlichungen über die Bewegung der Bevölkerung Berlins in den Supplementen zur Bewegung der Bevölkerung heraus.

Im Jahre 1881 vertauschte Boeckh die Lehrtätigkeit am Statistischen Seminar des königl. preussischen Statistischen Bureaus mit der Lehrtätigkeit an der Universität in Berlin, da er über Anregung seines Schwagers Rudolf v. Gneist zum außerordentlichen Professor ernannt wurde; 1895 wurde er ordentlicher Honorarprofessor. 1902 legte er das Amt eines Direktors des Statistischen Bureaus der Stadt Berlin nieder, seine akademische Lehrtätigkeit aber übte er bis an sein Lebensende aus. Der Verkehr mit der Jugend hat, wie er selber öfters bezeugte, auch über das 80. Lebensjahr hinaus den Greis frisch und schaffensfroh erhalten.

Außere Ehrungen wurden Boeckh in mannigfaltiger Weise zuteil. Im Jahre 1881 wurde er von der Universität Tübingen zum Ehrendoktor der staatswissenschaftlichen Fakultät ernannt; 1885 erhielt er den Titel „Geheimer Regierungsrat“. Ein Jahr später wurde er Mitdirektor des neugechaffenen Staatswissenschaftlich-statistischen Seminars der Universität Berlin. Fast noch größeren Ruf als in seinem Vaterlande genoss Boeckh in der internationalen Statistik. Er war Mitglied der Permanenzkommission des Internationalen demographischen Kongresses, ferner Mitglied des Internationalen statistischen Institutes und er hat fast an sämtlichen statistischen und hygienisch-demographischen Kongressen teilgenommen. Auf allen diesen Kongressen erstattete er stets gehaltvolle Referate.

Es gebührt hier an Raum, seine sämtlichen Arbeiten anzuführen, aber erwähnt muß noch seine Mitarbeit an zahlreichen Kartenwerken werden, so an der „Historischen Karte von Elsaß-Lothringen“ in Gemeinschaft mit Kiepert und an der von G. Nattert entworfenen und von Boeckh beendeten „Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa“.

Nicht vergessen darf zum Schlusse werden, daß Boeckh im Jahre 1881 ein Mitbegründer des „Allgemeinen deutschen Schulvereines zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ wurde, dessen erster Vorsitzender er zweimal vor und nach dem Tode Wattenbachs bis 1899 war, zuletzt als Ehrenvorsitzender.

Was Boeckh auf wissenschaftlichen und praktischen Gebiete als Statistiker geschaffen, ist unvergänglich; denn er ist der „eigentliche Begründer der analytischen Statistik, der wesentliche Förderer der Bevölkerungsstatistik und der methodologischen Fundierung aller Statistik überhaupt“.

Todesfälle. Albert Lancaster, Direktor des meteorologischen Dienstes in Belgien, am 24. März 1849 zu Mons geboren, ist am 4. Februar 1908 gestorben. Er nahm großen Anteil an der Organisation und der Errichtung des meteorologischen Netzes in Belgien und unter seiner Redaktion wurden die meteorologischen Beobachtungen in einem monatlichen Bulletin, sowie eine zusammenfassende Arbeit über das Klima Belgiens veröffentlicht. Im Jahre 1880 gründete er mit mehreren Kollegen die Revue „Ciel et Terre“, an welcher er bis an sein Ende eifrig mitarbeitete. Infolge einer Reise nach Texas zur Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1882 entstand das Buch „Quatre mois au Texas et au Mexique“, das reich an interessanten Beobachtungen ist. Außerdem verfaßte er zahlreiche astronomische und meteorologische Arbeiten.

Der Astronom Oberst Robert Lewis John Ellery, durch mehrere Jahre Direktor der Observatorien in Williamstown und in Melbourne, ist am 16. Jänner 1908 gestorben. Seiner Initiative, Tätigkeit und dem großen Organisationsgeist verdankt nicht nur die Astronomie viel, sondern auch der meteorologische Dienst Australiens, sowie die Geodäsie und magnetische Untersuchungen.

Hauptmann M. Merker, einer der ältesten Offiziere der deutschen Schutztruppe, welcher er seit dem 1. Mai 1895 angehört hat, ist am 3. Februar 1908 zu Mwanza gestorben. Er hat seinen Namen durch seine monumentale ethnographische Monographie über die Masai (Berlin 1904) auch in geographischen Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht. Nur seine Behauptung, daß die Masai Semiten einst mit den Israeliten ein Volk gewesen seien, stieß auf berechtigten Widerspruch.

Dr. phil. Ewald Hugo Meyer, bekannter Mytholog, am 6. Oktober 1837 zu Bremen geboren, ist am 12. Februar 1908 zu Freiburg i. Br. gestorben. Zuerst war er Lehrer und Direktor an der Handelsschule in Bremen, 1880 wurde er Privatdozent, seit 1890 wirkte

er als ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Freiburg i. Br. Von ihm erschienen die Werke „Indogermanische Mythen“ (1883/87), „Germanische Mythologie“ (1891), „Deutsche Volkskunde“ (1898), „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“ (1903) usw.

Der italienische Ingenieur Cesare Cipolletti, 1843 in Rom geboren, starb am 20. Jänner 1908 an Bord des Schiffes, das ihn nach Argentinien bringen sollte, wohin er zur Eröffnung der Regulierungsarbeiten der Flüsse Negro und Colorado berufen worden war. Ausgezeichnet durch hydraulische Kenntnisse hatte er sich nicht bloß an einschlägigen Arbeiten in Italien, wie am Bau des Kanals Villorosi und an der Tiberregulierung beteiligt, sondern hatte auch in Argentinien eingehende Studien am Laufe des Rio Negro und Rio Colorado betrieben, worüber er 1899 das Werk „Estudios de irrigacion; Rio Negro y Rio Colorado“ publizierte.

Am 23. Februar 1908 starb hochbetagt zu Prag Dr. Johann (Jan) Palacky, vormals Professor der Geographie an der tschechischen Universität zu Prag, ein Sohn des berühmten Historikers und Politikers Franz Palacky. Der Verstorbene hat auch einmal für unsere Zeitschrift einen Beitrag geliefert („Die Orographie Spaniens“, XIII. Jahrgang, S. 150 ff. und S. 207 ff.).

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Kanalprojekt Donau-Bodensee. Es wird ein Kanal von der Donau zum Bodensee geplant, welcher eine Länge von 103 Kilometer erhalten soll. Seinen Ausgang nimmt er im Ulmer Donauhafen und führt in der Donau, deren Wasser in zwei Wehren gestaut wird, stromaufwärts bis zur Einmündung der Iller, wo er dann aus der Donau auf deren linkem Ufer tritt. Bei Erbach kreuzt er die Donau und läuft bis Biberach hart an der Südbahn. Südlich von Biberach bringt ein Hebewerk von 19 Meter Höhe die Schiffe auf den Hügelrücken westlich des Riß- und Schuffentales, aus dem der Kanal — westlich von Schaffhausen — an Aulendorf vorbei bis Biberach verläuft. Hier steht ein Hebewerk mit geneigter Ebene, das einen Höhenunterschied von 132 Meter überwindet. Der Kanal verläuft dann im Schuffental südwärts und mündet bei Langenargen in den Bodensee. Einfach gestaltet sich die Wasserversorgung, da durch Erweiterung des Federsees auf 4000 Hektar und Aufstau seines Wassers auf 100,000.000 Kubikmeter Fassungsvermögen die um 7 Meter niedriger liegende Scheitelhaltung direkt gespeist werden kann. Die Baukosten dieses Kanals, der im Aufstiege 111 Meter und im Abstieg 180 Meter zu überwinden hat und der besonders der Landwirtschaft durch Ermöglichung mächtiger Meliorationen Nutzen bringen soll, betragen 80,000.000 Mark.

St. Elmsfeuer auf der Schneekoppe. Auf der Schneekoppe sind im Februar 1908 St. Elmsfeuer beobachtet worden, über welche die königliche Wetterwarte auf der Schneekoppe Näheres berichtet. Das Wetter war am 8. Februar leidlich gut; wenn es auch stürmisch war, so war doch die Bewölkung nur recht mäßig, und auf dem Hochgebirge teilten sich die Nebelmassen häufig, so daß für Augenblicke auch Sonnenschein eintreten konnte. Der Abend brachte dann allerdings Schneesturm, und später begann auf allen Blitzableitern der Koppe St. Elmsfeuer zu erglänzen, ein Zeichen, daß die elektrische Spannung der Nebelmassen bereits stärker war. Das St. Elmsfeuer hielt bis zur späten Nacht an, und die rötlichen Feuerbüschel leuchteten bald matt, bald vergrößerten sie sich bis zu einer Länge von mehreren Zentimetern. Das Quecksilber hielt sich an diesem Tage nur auf -5° . Die Nacht zum 9. Februar war wieder recht stürmisch und auch der 9. selbst, an dem der Sturm von Stärke 10 und 11 seine Geschwindigkeit von 32 Metern in der Sekunde beibehielt. Der fast ohne Unterbrechung anhaltende Nebel war allerdings trocken und auch das Schneegestöber war im allgemeinen mäßig, aber zuweilen setzten Graupelschauer ein und es machte sich wieder Gemitterstimmung bemerkbar. Zwischen 9 und 10 Uhr abends begann wieder das St. Elmsfeuer zu leuchten, zugleich setzte ein starkes Schneegestöber und Graupelfall ein. Diesmal erreichten die elektrischen Feuerbüschel eine Länge von 5 Zentimetern und nicht nur die Spitzen der Blitzableiter waren damit gekrönt, sondern fast jede Raufreispitze, die dem Wind zugekehrt war, leuchtete in rötlich-violetten Flämmchen. Der Luftdruck stieg inzwischen langsam höher und die Kälte sank bis 16° .

Das Binger Loch. Um die Gefahren des Binger Lochs zu beseitigen, werden zwei Projekte erwogen; zunächst der Bau eines Seitenkanals auf der rechten Rheinseite von $2\frac{1}{2}$ Kilometer Länge, der 30 Millionen Mark kosten würde, und ferner ein großartiger Schleusenbau, dessen Herstellungskosten auf 20 Millionen Mark veranschlagt sind. Die Möglichkeit einer Verbesserung der Fahrstraße für die Seeschifffahrt oberhalb Köln wird noch weiter untersucht.

Eine Bahn auf den Großglockner. Mit Bewilligung des österreichischen Eisenbahnministeriums werden zurzeit Baustudien für eine elektrische Bahn von Dberbellach, Station der künftigen Tauernbahn, nach Heiligenblut und weiter auf einen geeigneten Gipfel der Großglocknergruppe unternommen.

Die Ausgrabungen auf Leukas-Ithaka und Korfu. Über die Ausgrabungen auf Leukas-Ithaka und im homerischen Pylos ließ sich der deutsche Kaiser von Professor Dr. Dörpfeld aus Athen Vortrag halten. Auf Leukas glaubt Professor Dörpfeld außer Gebäuden und Gräbern der homerischen Stadt Ithaka auch Reste des Königshauses des Odysseus gefunden zu haben und wird die Grabungen im Sommer fortsetzen. Im homerischen Pylos hat er ebenfalls Reste des Königshauses und mehrere stattliche Kuppelgräber gefunden, von denen eines bisher aufgedeckt ist und reiche Funde an Tonvasen und Schmuckgegenständen aus Gold, Bernstein und Elfenbein geliefert hat. Auch dort sollen die Ausgrabungen im Frühjahr wieder aufgenommen werden. — Mit Ausgrabungen auf Korfu ist Professor Dr. W. Dörpfeld vom Kaiser betraut worden; sie sollen bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers vorgenommen werden. Hoffentlich gelingt es dem bewährten Archäologen, der noch immer unerschrocken um Leukas, die Heimat des Odysseus, kämpft, auch über die Insel des Alkinoos, des glücklichen Phaiakentönigs, neue Nachrichten zu gewinnen.

Neue Ausgrabungen in Sparta. Die letzten Ausgrabungen, die von der britischen Schule zu Athen auf der Stätte des Heiligtums der Artemis Orthia in Sparta veranstaltet worden sind, haben sehr interessante Ergebnisse gezeitigt. Dadurch, daß das Amphitheater rings um die Vorderseite des Tempels freigelegt wurde, ist es möglich geworden, den Plan und die Grundlinien der ganzen Anlage zu rekonstruieren. Das Gebäude selbst stammt aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., die wertvollsten Funde aber wurden in unmittelbarer Nähe des sehr alten Altars gemacht, der die Mitte der Arena einnahm. Sie sind nicht nur in künstlerischer Hinsicht wertvoll, sondern auch als Zeugen der Beziehungen Spartas zum Auslande in einer sehr frühen Periode. So traf man in der tiefsten Schicht auf eine kleine Menge Bernstein, der auf eine Verbindung mit dem Norden Europas schließen läßt. Aus einer etwas höheren Schicht aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. wurden Tongefäße und Elfenbeinarbeiten ans Licht befördert, die orientalischen Charakter zeigen und verwandt sind mit den neuesten Funden auf der Stelle des Artemisiums von Ephesus, wodurch die Nachricht eine Bestätigung erfährt, daß ein Ionier Gitiadas nach Sparta gekommen und dort den Tempel der Athena Chalicioecus gebaut habe. Ägyptischer Einfluß zeigte sich in einer Anzahl von Scarabäen und Siegeln mit Tierdarstellungen, die sich durchaus an die Kunst im Pharaonenlande anschließen. Wichtig sind auch die in dem Heiligtum gemachten Bronze-funde, die sich in ihrer chronologischen Reihenfolge von dem geometrischen Stil an durchaus bestimmen lassen. Die frühesten der im Tempel der Artemis Orthia gefundenen Töpferwaren zeigen ebenfalls den Stil der geometrischen Ornamentik und sind einfacher als irgend welche anderen ähnlichen Funde in Südgriechenland. Sie werden abgelöst durch einen „orientalischen“ Stil, der große Verwandtschaft mit den chrenaischen Töpferwaren des 6. Jahrhunderts aufweist. Die Verbindung zwischen Sparta und Cyrene muß sehr eng gewesen sein, und es ergibt sich, daß der lakonische Einfluß auf den Stil von Cyrene viel größer ist, als man bisher annehmen konnte.

Alien.

Eine Besteigung des Kabru in Sikkim. Über einen Versuch, den 7205 Meter hohen Kabru in Sikkim zu ersteigen, der im vorigen Herbst von den Norwegern Rubenson und Monrad-Nas unternommen wurde, berichtet der „Globe“ auf Grund von Schilderungen indischer Blätter: Der Aufstieg erfolgte von Südwesten her über das Rathongtal und den Rathonggletscher. In einer Höhe von 5830 Metern wurde ein Lager aufgeschlagen; dabei stieß man auf einen Eisfall, der erst nach fünfständiger Arbeit mit Eisäxten für die indischen Träger passierbar gemacht werden konnte. Ein zweites Lager wurde in 6150 Meter Höhe unter den oberen Schneeabhängen errichtet, die von Darjiling aus unter dem Kamm des Kabru sichtbar sind. Für den letzten Aufstieg schlugen die Norweger dann ihr Zelt in einer Höhe von 6600 Meter auf und verbrachten eine Nacht mit zwei Kulis bei 29 Grad C Kälte. Als sie am nächsten Morgen den Gipfel zu erklimmen suchten, wurden sie von einem

eijigen Wind zurückgetrieben und gezwungen, sich nach dem niederen Nordostpik zu wenden. Um 6 Uhr abends gewannen sie nach vielem Stufenhauen und größter Anstrengung einen Punkt von 7170 Meter Höhe, den sie für den Gipfel hielten. Es lag aber noch ein etwa 20 Meter höherer Schneewall dahinter, den sie aus Mangel an Zeit nicht mehr besteigen konnten. In der Nacht kamen die Alpinisten wieder im Lager an. Unter der Bergkrankheit hatten sie nicht ernstlich zu leiden.

Die russische Mammutexpedition. Die wissenschaftliche Expedition zur Bergung des an der Janamündung gefundenen Mammutfadavers hat vor kurzem ihre Reise angetreten. Mitglieder der Expedition sind der Geolog Wolossowitsch und der Zoolog Pfizenmayer. Wolossowitsch, der schon früher einmal, als Teilnehmer an der Polarfahrt des Barons Toll, im Janadelta war, ist mit der Untersuchung des Fundortes und seiner Umgebung, sowie der Lagerungsverhältnisse des Mammuts betraut worden. Nach der Bergung des Kadavers wird er zu geologischen Studien an die Zudigirka und Kolyma und vielleicht auch auf die Neusibirischen Inseln gehen. Pfizenmayer soll vor allem die Eingeweide des Mammuts, die nach einer Meldung aus Jakutsk sehr gut erhalten sein sollen, untersuchen. Er ist vor kurzem zum Konservator des Kaukasischen Museums in Tiflis ernannt worden, wird aber diese Stellung erst nach seiner Rückkehr von der Expedition antreten. Er war schon einmal an einer Mammutexpedition nach Sibirien beteiligt und brachte damals das vollständige Skelett, die ausgestopfte Haut und zahlreiche Weichteile eines jungen Mammutbullen nach Petersburg. Die Reise der Expedition geht zunächst bis nach Irkutsk und von dort über Jakutsk und Werchojansk nach Irtjansk, von wo der Fundort des Mammuts noch unachzählbar 300 Werst entfernt ist. Die 3000 Werst von Irkutsk nach Jakutsk sollen auf Pferdeshlitten zurückgelegt werden, die 2800 Werst von Jakutsk bis zum Fundort auf Rentierschlitten; die Schlittenfahrt dürfte ungefähr 2 Monate dauern. Im Mai will man den fossilen Elefanten auf Schlitten durch die nördliche Moostundra nach dem vom Fundorte etwa 1000 Werst entfernten Bulun an der Lena bringen und von dort im Sommer auf dem Wasserwege nach Irkutsk und auf die Sibirische Bahn.

Kürzeste Verbindung zwischen Europa und Persien. Der Ministerrat ist schon seit längerer Zeit eifrigt damit beschäftigt, Mittel und Wege zu finden, um eine engere Verbindung zwischen Rußland und Persien herbeiführen zu können. Unter den zu diesem Zwecke bereits getroffenen und noch in Aussicht genommenen Vorkehrungen lenkt die Einrichtung einer kürzesten Verbindung zwischen Europa und Persien besondere Aufmerksamkeit auf sich. Danach wird beabsichtigt, von der Station Uman der Südwestbahnen bis zur Stadt Kertisch einen Schienenstrang zu legen, dann die Straße von Kertisch zu überbrücken und längs der Schwarzmeerküste bis zur persischen Grenze eine neue Eisenbahn zu errichten. Auf diese Weise wird es möglich sein, den Weg von Westeuropa bis Persien um nicht weniger als etwa $2\frac{1}{2}$ Tausend Kilometer zu verkürzen.

Bahnprojekt Ruskha—Newchaman. Ein englisches Konsortium reichte dem Finanzministerium das Projekt einer Verbindungsbahn von Ruskha in Persien mit Newchaman ein, wodurch eine direkte Linie London—Kalkutta hergestellt und der Wert der Bagdadbahn in Frage gestellt würde.

Afrika.

Elefantenzucht im Kongostaat. Der letzte Band des „Bulletin Officiel“ des Unabhängigen Kongoaates bringt eine Beschreibung der Elefantenzucht in Api im Distrikt Uele. Obwohl die fragliche Zuchtanstalt erst einige Jahre besteht, hat sie schon sehr erfreuliche Ergebnisse gezeitigt. Man hält daselbst gegenwärtig 25 Elefanten in der Höhe von 1,30 Meter bis 1,72 Meter. Ein schon vor mehr als 10 Jahren gefangenes Weibchen ist das Haupt der Elefantekolonie, obwohl einige andere Tiere dasselbe an Größe überragen. Zuweilen unternimmt man mit diesen Elefanten Ausflüge und dieselben betragen sich dann tadellos. Sie lassen sich ruhig, auch von Europäern, besteigen, sie tragen die Cornacs, die Lebensmittel und das Jagdpersonal. Nachts werden sie auf der Reise in rasch hergestellten Einzäunungen untergebracht, in welchen sie sich ruhig schlafen legen. Unterwegs sind sie von außerordentlicher Aufmerksamkeit und Klugheit. Durch Sümpfe schreiten sie ohne Schwierigkeit, sie besichtigen alle Hindernisse, die sich am Wege befinden. Kommt aber ein steiler Abhang, so rutschen sie auf den Hinterfüßen herab, während beim Aufsteigen sie die Vorderfüße bei den Knien abbiegen. Die meisten dieser Elefanten sind schon vollständig dressiert und helfen bei den Bahnbauten durch Herbeibringen des Bauholzes.

Amerika.

Die Forschungsreise der Frau Hubbard durch Labrador. Mrs. Leonidas Hubbard, die Gattin des kühnen Forschungsreisenden, der im Oktober 1903 im innersten Teile von

Labrador auf einer von Unglücksfällen aller Art begleiteten Expedition in traurigster Weise sein Ende fand, hat das wissenschaftliche Vermächtnis ihres Gatten übernommen und seinen Plan, zwei bisher noch nicht erforschte Flüsse, den Nascapsee- und George-River, zu befahren und für die Karte aufzunehmen, mit glücklichem Gelingen ausgeführt. Die Expedition begann von ihrem Ausgangspunkte am Melville-See zunächst den Nascapsee-Fluß zu verfolgen, um bis zu seiner Quelle zu gelangen. Mrs. Hubbard wurde von dem trenen Gefährten ihres Mannes George Olson, ferner von vier anderen erfahrenen Jägern und Bootsläuten begleitet. Die Fahrt auf dem sehr gefährlichen Nascapsee ging glücklich vonstatten, aber je weiter es den Fluß hinauf ging, desto langsamer kam man vorwärts. Über eine Strecke von mehr als 60 englischen Meilen hin war das Land, durch das sie kamen, einem Brande ausgesetzt gewesen; Feuer hatte hier 25 Jahre früher gewüthet, und noch immer dehnten sich die oben Sandwühlen mit den schwärzlichen Baumstümpfen zwischen den kahlen felsigen Berghöhen, die das Tal einfaßten. Dann änderte sich plötzlich das Bild und üppigste Vegetation dehnte sich aus, jungfräulicher Urwald, dessen dunkle Linien den Fluß in einigem Abstand umsäumten. Die Fahrt ging erst wieder flotter vonstatten, als die Reisenden mit ihren Booten den Seal Lake erreichten, eine der wichtigsten und breitesten Ausdehnungen des Nascapsee-Flusses. Während die Jagd bisher nur sehr dürftig gewesen war, stieß man jetzt auf reichliches Wild, namentlich auf Karibus, eine Art Reithiere. Dem Laufe des Nascapsee immer weiter folgend kamen sie zum Lake Michikamau, darauf zu einem kleineren See Michikamats. Nachdem dieser See überwunden war, ging es weiter nach Norden hinauf; endlich hatte Mrs. Hubbard den Triumph, als erstes Wesen der weißen Rasse an der Quelle des Nascapsee-Flusses zu stehen.

Die Huichol-Indianer in Mexiko. Eine der seltsamsten und interessantesten ethnologischen Sammlungen wird jetzt zu New-York im Amerikanischen Museum für Naturgeschichte aufgestellt. Es handelt sich um die Gegenstände, die Karl Linnhols während seines Aufenthaltes bei dem eigenartigen Volksstamm der mexikanischen Huichol-Indianer gesammelt und die einen Einblick gewähren in die Gottesvorstellungen und Lebensbräuche dieses Volkes, das bisher so gut wie unbekannt geblieben war und erst jetzt von der Wissenschaft, auch von deutschen Ethnologen, erforscht wurde. In einem fast unzugänglichen, abgelegenen Canyon in der unwirthlichen Wildnis der Sierra Madre-Berge, im Staate Jalisco, lebt dieses Volk von einigen 4000 Seelen dahin, abgeschlossen von aller Welt, noch im gleichen Zustande wie in den Zeiten, da Cortez zuerst den Fuß auf mexikanischen Boden setzte. Gegen 1722 wurden sie von den Spaniern unterworfen, aber man scheint sich nicht lange mit den Bewohnern jenes unfruchtbaren und unzugänglichen Erdwinkels weiter beschäftigt zu haben; bis heute hat sich kein Missionär zu den Huichols gefunden. Nur die Einführung von Schafen, Rindern und Eisengeräten hat eine beschränkte Entwicklung in der Lebensführung herbeigeführt, aber ihr alter Glaube, ihre religiösen Bräuche und ihre Zeremonien sind unverändert geblieben und beherrschen noch heute ihr Dasein. Kleine, runde, strohbedeckte Steinhöhlen dienen den Huichols als Wohnstätten, die gewaltigen Tannenforste sind ihr Jagdgrund, und an den wenigen fruchtbaren Stellen der Felsberge treiben sie ihren bescheidenen Ackerbau und gewinnen dem spröden Boden Mais, Bohnen und Kürbis und in bescheidenem Maße sogar Baumwolle ab. Unter dem halben Duzend Gottheiten gelten der Gott des Feuers und der des Wildes als die mächtigsten; die Götter sind Personifikationen der Naturgewalten und vertreten die vier Elemente. Das Entscheidende im Leben des Huichols bleibt der Regen. Sein Kultus spielt daher eine Hauptrolle. Von Kindheit auf lernt es der Huichol um Wasser zu beten, und eine Hauptbeschäftigung seines Lebens sind die Vorbereitungen zu den großen Festen, die den Regen herbeilocken sollen. Die Sammlung des Amerikanischen Museums mit ihren zahlreichen Gerätschaften, kleinen Götterbildern, Opferfeldern und Webewaren gibt ein anschauliches Bild von dem Leben dieses seltsamen Indianervolkes.

Vom Panamakanal. Großes Aufsehen erregt in New-York eine Broschüre, die eine wahrhaft vernichtende Kritik der Arbeiten am Panamakanal enthält. Der Verfasser ist einer der bedeutendsten Amerikaner, der frühere Gesandte in Paris John Bigelow. Er ist besonders befähigt, ein Urtheil zu fällen, denn er war es, der vor etwa dreißig Jahren die Mißverwaltung des Gricanals bloßlegte und die Reformen herbeiführte, die notwendig waren, um die wichtige Verkehrsstraße vor dem Verfall zu retten. Später besuchte er im Auftrag der New-Yorker Handelskammer den Isthmus und studierte mit Lesseps und Buneau-Varilla den Panamakanal. Er sagt in seiner Broschüre, daß die vom Präsidenten Roosevelt eingeführten Methoden sich nur als ein „kolossaler Schnitzer“ bezeichnen ließen und daß, trotz aller Prahlereien der Regierung, unter der amerikanischen Leitung weniger erreicht worden sei, als innerhalb derselben Zeit durch die Franzosen. Als den „größten Fehler“ bezeichnet Bigelow die Konstruktion des Gatundammes, der seiner Ansicht nach vollständig nutzlos sein und ungeheure Summen verschlingen wird. Schließlich macht Bigelow darauf aufmerksam,

daß die großen Schleusen an den beiden Enden des Kanals vollständig schutzlos sind und mit der größten Leichtigkeit von der hohen See aus beschossen und vernichtet werden können. Er sagt, daß gegenwärtig auf dem Isthmus eine Danaidenarbeit verrichtet wird, die nie ihren Abschluß finden kann, wenn man die Methoden nicht ändert. Wenn der Kanal überhaupt unter der gegenwärtigen Leitung fertiggestellt werden könne, so werde er mindestens noch 50 Millionen Dollar verschlingen und dann erst umgebaut werden müssen, weil der Schleusenkanal unpraktisch sei.

Patagonien. Im Zentralverein für Handelsgeographie zu Berlin sprach Professor Dr. H. Ganthal über „Das Patagonien“ auf Grund eigener gründlicher Forschungen. Patagonien ist, wie in geologischer, so auch in vielen anderen Beziehungen ein Patagonienland. Die Anden ändern dort plötzlich ihre Gestalt. Sie bilden hier, während sie bisher lange zusammenhängende Gebirgszüge waren, große Massive und werden von vielen Längs- und Quertälern durchschnitten. Das Land fällt von Westen nach Osten zu in scharf abgegrenzten Terrassen ab; vielleicht haben die Eismassen in früherer Zeit hier formenbildend gewirkt. Am östlichen Fuße der Anden, die im Westen schroff ins Meer fallen, ziehen sich Seen entlang, die untereinander oft durch schmale Wasserarme verbunden sind. Diese Seen können sich, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, wohl den schönen europäischen Binnenseen ebenbürtig an die Seite stellen. Die gebirgige Umgebung der Seen ist reich bewaldet. Den Hauptbestandteil dieser Wälder bilden hauptsächlich Araukarien und Buchen. Die Ebene Patagoniens ist fast baumlos und ein scharfer stetiger Wind macht sie unbewohnbar. Das Land ist größer als Skandinavien und wird von ungefähr 25.000 Menschen bewohnt, so daß auf jeden Einwohner 30 Quadratkilometer kommen. Die Bewohner sind gutmütige, friedliebende Nomaden. Im südlichen Patagonien wurden interessante Funde von Nesten von mehr als zwölf ausgestorbenen Tierarten gemacht. Einige von diesen waren so gut erhalten, daß die Leute behaupteten, daß Tiere solcher Art wohl noch leben müßten. Argentinische Forscher sind der Ansicht, Patagonien sei das Zentrum, von dem aus sich die ganze Säugetierwelt verbreitet habe, ja sogar auch das Menschengeschlecht. Daß eine frühere Verbindung mit Afrika bestanden habe, kann man wohl annehmen. Das einzige größere Raubtier Patagoniens ist eine Löwenart, die gewaltigen Schaden unter den Herden anrichtet.

Die Funkentelegraphie in Südamerika. Die erste große Linie für drahtlose Telegraphie in Südamerika, welche die Hauptstadt Peru mit Iquitos am Amazonasstrom verbindet, wird in Kürze eröffnet werden. Ein Teil der Strecke ist bereits im Betrieb. Sie wird von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin gebaut. Die Herstellungskosten betragen zwei Millionen Mark. Sie führt von Iquitos über Requena, Para und Masica nach Puerto Bermudez, von wo Drahtverbindung mit Lima besteht, hat eine Länge von 1000 Kilometern und überbrückt ein zum Teil noch unerforschtes, unwegsames Urwaldgebiet, wo die Legung einer Drahtverbindung fast unmöglich ist. Es wäre ebensogut möglich gewesen, das ganze Gebiet mit nur zwei Stationen in Iquitos und Puerto Bermudez zu überbrücken. Es wurden jedoch die drei Relaisstationen gebaut, um das dazwischen liegende, viel von Gummihändlern besuchte Gebiet zu erschließen. Die Stationen sind in ähnlicher Weise angeführt wie die große deutsche Funkstation in Kauen.

Australien und Polynesien.

Sitten und Gebräuche bei den Australnegern. Einen aufschlußreichen Bericht über Sitten und Gebräuche der wenig bekannten Ureinwohner von Nordqueensland und der kleinen Insel am Golf von Carpentaria gibt im „Wide World Magazine“ Dr. Walter G. Roth, der zwölf Jahre mit geringen Unterbrechungen unter diesen schwer zugänglichen Wilden gelebt und ihr Land und Leben erforscht hat. Die Ureinwohner an den Küsten des Golfs von Carpentaria stehen noch auf einer sehr tiefen Stufe der Zivilisation. Ihre Hauptnahrung sind Fische, die sie auf höchst primitive Weise fangen. Wenn die Eingeborenen, was viel seltener geschieht, auf Jagd nach Vögeln, so bedecken sie sich den Kopf mit einem Bündel langen Grases und binden auch an Leib und Beine Grashüschel, so daß sie sich von der Erde oder von der Oberfläche des Wassers nur wie ein zufälliger Grasfleck abheben. Klüfte überschreiten sie mittels hölzerner Blöcke, auf denen sie rittlings sitzen, den Oberkörper an den Stamm gepreßt, so daß nur der Kopf über dem Wasserspiegel sich heraushebt und sie von fern wie hirschschwimmende Krokodile aussehen. Die Frauen, auf denen die ganze Arbeit und alle Mühe des Lebens lastet, zeigen einen kriegerischen und starken Sinn. In der Art ihrer Wohnungsanlage stehen die Wellesley-Inulaner auf der tiefsten Stufe. Sie graben kreisrunde Höhlen in die Erde, die mit wenigen Bündeln Gras ausgefüllt werden; in der Mitte der Grube wird ein Feuer die ganze Nacht durch brennend erhalten, und um dieses herum liegen sie unter offenem Himmel. Typisch für die Eingeborenen am Golf von Carpen-

taria ist die runde mit Gras bedeckte Hütte, die einen so schmalen Eingang hat, daß ihr Besizer nur mühsam hindurchkriechen kann. Diese Wohnung dient hauptsächlich zur Erwärmung im Wintermonat, wo um ein Feuer die zahlreiche Familie eng zusammengedrückt hoct; ein Europäer kann sich höchstens minutenlang darin aufhalten, ohne ohnmächtig zu werden. Das wichtigste Ereignis im Leben dieser Ureinwohner Nordqueenslands ist die feierliche Aufnahme in den Stamm, die Erklärung der Männlichkeit und das allmähliche Aufsteigen zu höheren sozialen Ständen und Graden, die bei ihnen sehr zeremoniell ausgebildet sind. Im dichtesten Wald, nur den Eingeweiheten zugänglich, befindet sich die heilige Stelle, auf der diese Feste gefeiert werden. Eine dumpfe Trommelmusik, mit Stäben auf hohlen Holzklößen ausgeführt, ertönt dazu, Vorstellungen finden statt, bei denen Wilde als Tiere verkleidet auftreten, oder das Wachsen eines nutzbringenden Baumes, wie der Palme, dargestellt wird, erste kümmerliche Anfänge einer dramatischen Kunst; dann wird dem jungen Mann feierlich mitgeteilt, was für Nahrung er essen darf und aus welchen Teile seines Stammes er seine Frau oder seine Frauen wählen soll. Werkwürdig sind auch die Trauergebräuche der Wilden. Ist einer gestorben, so setzen sich die anderen im Kreis zusammen, legen sich die Arme auf die Schultern und können so stundenlang den Verlust des Dahingegangenen beklagen. Es ist aber durchaus nicht Trauer, was sie damit in erster Linie ausdrücken, sondern die Genugtuung darüber, daß sie und der Verstorbene gute Freunde waren und daß sie an seinem Tode nicht schuld sind, sondern die bösen Geister und Zauberer.

Zur **Völkertunde der deutschen Schutzgebiete in der Südsee**. Über „Völkertunde der deutschen Schutzgebiete in der Südsee“ sprach Professor Dr. F. v. Luschan, Direktor des Museums für Völkertunde, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin. Der Vortragende führte die Zuhörer nach Neuguinea, Polynesien und Melanesien. Man unterscheidet nach rein sprachlicher Gliederung 1. Polynesien, welches eines der größten Sprachgebiete auf der Erde bildet (Neuseeland, Hawaii usw.) und 2. Melanesien, wozu die Karolinen, Marianen usw. gerechnet werden. Es ist in ethnographischer Beziehung von diesen Völkern noch äußerst wenig bekannt. Polynesien ist ein sprachlicher und anthropologischer Begriff ebenso wie Melanesien; dies kann man aber nicht von Mikronesien, d. i. die Welt der kleinen Inseln, sagen, hier sind die Bevölkerungen vollständig gemischt. Die Polynesier sind hell und haben schlichtes Haar; die Melanesier, meist Papuaner, sind dunkelfarbig und haben krauses Haar, ähneln sehr dem Neger. Alle Völker dieser ganzen ozeanischen Inselwelt haben etwas gemeinsam, eine hochentwickelte Rindenteknik, sie sind ungeheure Freunde der Seefahrt und Fischerei und von allem, was mit der Nautik zusammenhängt. Sie besitzen feinerlet Metalltechnik noch Keramik; ferner fehlt fast vollständig die Weberei. Sie fertigen Stoffe aus Baumbast, bald so stark wie japanisches Papier, bald so fein wie der feinste Seidentaft; diese Stoffe sind sehr selten, nur auf Samoa werden sie noch viel verarbeitet, sogar mit der Nähmaschine. Außerdem ist bemerkenswert ihre außerordentliche chirurgische Geschicklichkeit, mit der sie große Flächen an der Schädeldecke und selbst an den Schläfen abschaben. Oft handtellergroße Löcher heilen stets vollständig. Der Medner erklärte noch die Motive der melanesischen Schnitzwerke und Schnitzkunst, die großartige Ornamentik aufweisen.

Die tiefste **Goldmine der Erde**. Die tiefste Goldmine der Erde befindet sich nach Angabe von „Science and Art of Mining“ im Staate Viktoria in Australien, und zwar in der Gegend von Bendigo. Die Schächte gehen fast 1300 Meter in die Tiefe. Man findet Quarz, der bis zu einer Unze Gold auf die Tonne liefert, wie kürzlich der Direktor des geologischen Amtes von Viktoria, Dunn, an ihm vorgelegten Proben festgestellt hat.

Geographische und verwandte Vereine.

Deutsch-Asiatische Gesellschaft in Berlin. In der letzten Versammlung der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft hielt Dr. A. R. Hossens einen Vortrag über das Thema „Nach Siams Nordgrenze“ auf Grund einiger von Professor Dr. Volkens angeregten Reisen, die im Mai 1904 begannen. Die hauptsächlichste ging von Bangkok aufwärts nach der früheren Hauptstadt des Laoreiches und endete an Siams Nordgrenze, am Mekong. Dr. Hossens gab unter Verwendung zahlreicher Lichtbilder eingehende Schilderungen seiner größeren Reisen und kleineren Ausflüge. Wo er französisches Gebiet berührte, war er erstaunt, in welcher glänzender Weise die Franzosen ihr Kolonialgebiet zu entwickeln verstehen. Siam ist bekanntlich ein Pufferstaat zwischen französischen und englischen Kolonien und hat

darunter oft genug zu leiden. Der König von Siam ist europäischer Kultur sehr zugeneigt und hat schon viel für den Fortschritt seines Landes getan. Die drei wunden Punkte sind die Sklaverei — zwar aufgehoben, aber in einer gewissen Unfreiheit noch aufrechterhalten — die Spielhöllen, formell ebenfalls aufgehoben, und das Opium, für das immer noch ein Monopol besteht. Dr. Hoffeus schilderte eingehend die Bevölkerung und das Land, das eines der reichsten der Erde sei. Der Redner beschrieb besonders auch noch Bangkok mit seinem halbeuropäischen Charakter und seinem für Europäer sehr guten Klima. Zum Schlusse warf er einen Blick auf Siams Zukunft. Es werde mit seinen großen Schätzen einst noch eine große Rolle spielen, zumal es seine Kultur von derjenigen Europas gern und sehr erfolgreich befruchten läßt.

Italienische Geographische Gesellschaft. In der am 9. Februar 1908 abgehaltenen Generalversammlung der italienischen Geographischen Gesellschaft in Rom machte der Präsident Marchese Cappelli die Mitteilung, daß die Zahl der Mitglieder, die im Juni 1907 857 betrug, in der Zwischenzeit bis 1407 gestiegen ist. Die Gesellschaft hat zwei auswärtige Sektionen, in Tunis und Argentinien, gegründet. Unter den im vergangenen Jahre in den Versammlungen der Gesellschaft gehaltenen Vorträgen nahm der des Herzogs der Abruzzen über seine Besteigung des Ruvenzori eine hervorragende Stelle ein. Ferner ist dem Berichte des Marchese Cappelli zu entnehmen, daß die Gesellschaft Verhandlungen über die Entsendung einer Forschungsmission nach dem Jemen betrieben hat. Die in diesem Gebiete herrschende Bewegung gestattet jedoch derzeit keine solche Expedition. Eine Mission der Geographischen Gesellschaft wird sich nach der erythräischen Kolonie und den benachbarten Gebieten begeben, um die bisher fast gar nicht erforschte Gegend zwischen der Küste am Roten Meere und Danfalien zu bereisen. Schließlich ist zu erwähnen, daß die Gesellschaft ein Preisanschreiben für eine Abhandlung über Wirtschafts- und Handelsgeographie erlassen hat.

Geographische Gesellschaft in Hamburg. Die Geographische Gesellschaft in Hamburg ernannte anlässlich ihres 35jährigen Bestehens zu Ehrenmitgliedern den Kapitän Amundsen in Christiania, Professor Erich v. Drygalski, Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Gustav Hellmann, Präsidenten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, und Hofrat Albert Penck. Die silberne Kirchenpauermedaille erhielt Dr. Friedrich Füllborn in Hamburg.

Seismologische Assoziation. Wie aus Straßburg gemeldet wird, teilt das Zentralbureau der Internationalen Seismologischen Assoziation mit, daß der Beitritt Frankreichs zur Internationalen Seismologischen Assoziation, der von der französischen Regierung im Jahre 1907 grundsätzlich beschlossen war, jetzt nach einem Schreiben des Ministers Richon an den deutschen Botschafter in Paris, Fürsten Radolin, endgiltig vollzogen wurde, und zwar auf die Dauer von acht Jahren. Die Zahl der assoziierten Staaten ist damit auf 32 gestiegen.

15. Orientalistenkongress. Der 15. Orientalistenkongress soll vom 14. bis 20. August 1908 in Kopenhagen stattfinden. Die Kongresssprachen sind neben dem Dänischen deutsch, englisch, französisch, italienisch und lateinisch.

Vom Büchertisch.

Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit einem Panorama von Athen, 15 Karten, 25 Plänen, 6 Grundrissen und 2 Tafeln. Fünfte Auflage. Leipzig 1908. Verlag von Karl Baedeker. (CXXVIII, 442 S.) Gdbn. 8 Mark.

Ubt auch Griechenland noch bei weitem nicht in dem Maße wie Italien eine Anziehungskraft auf die reiselustige Welt aus, so nimmt doch die Zahl derjenigen, welche dem hellenischen Boden sich zuwenden, stetig zu. Nicht nur, daß Griechenland dank der Vervollkommnung der Verkehrsmittel heute viel rascher und bequemer zu erreichen ist als noch vor nicht langer Zeit, die Neiselust überhaupt ist ungeheuer gewachsen; die heute mit Eifer an so vielen durch die Geschichte geweihten Orten betriebenen Ausgrabungen tragen viel dazu bei und endlich haben auch die Einheimischen das Verständnis dafür gewonnen, Reisende in ihr Land zu locken, wie beispielsweise die Erneuerung der olympischen Spiele zeigt. Es wäre nun sehr verkehrt, die Stätte einer großartigen Kulturentwicklung, von der wir noch fortwährend lernen, ohne gründliche Vorbereitung und verlässliche Führung aufzusuchen. In beiderlei Hinsicht empfiehlt sich vor allem das eben in fünfter Auflage erschienene Reisehandbuch von Baedeker. Seine umfangreiche Einleitung enthält so ziemlich alles, was man bei Vorbereitung der Reise sich aneignen soll. Abgesehen von den praktischen Vorbemerkungen

finden wir daselbst über Sprache, Land und Volk, namentlich aber über Kunstgeschichte und Literatur durch hervorragende Fachmänner und Kenner so eingehende Belehrung, daß dieselbe für jeden gebildeten Laien vollkommen ausreicht. Der eigentliche Reisetführer beginnt mit Athen und Umgebung, behandelt hierauf das übrige Mittel- und Nordgriechenland, dann die Insel Creta, die Kykladen und die Ionischen Inseln, ferner den Peloponnes und schließt mit einem Ausflug nach Kreta. Durchgehends sind die neuesten Angaben beigebracht, namentlich aber ist auch auf die bedeutungsvollen Ergebnisse der jüngsten wissenschaftlichen Ausgrabungen Bedacht genommen. Die Gebiegenheit und Verlässlichkeit des Textes in Verbindung mit den zahlreichen Karten und Plänen macht den Führer zu einem wertvollen Handbuch über das heutige Griechenland, das man auch ohne eine Reise dahin zu unternehmen, mit reichem Gewinn gebrauchen wird.

Neuester und vollständigster Plan von Wien mit Angabe der neuen Bezirkseinteilung. Mit Verzeichnis sämtlicher Straßen, Gassen und Plätze, so wie aller Sehenswürdigkeiten. Nach den neuesten Aufnahmen zusammengestellt. Nebst einer Ansicht von Wien in der Vogelperspektive. Vierundzwanzigte Auflage. Wien und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 50 $\frac{1}{2}$ = 50 Pf.

24. Auflage — diese Zahl ist eigentlich die wirksamste Empfehlung für vorliegenden Plan von Wien. Derselbe ist aber nicht als ein bloßer Neudruck erschienen, sondern vollkommen neu bearbeitet, wozu sich die Notwendigkeit durch die stetige Erweiterung Wiens durch die Bautätigkeit und die Ausgestaltung des großartigen Straßenbahnetzes ergab, sowie durch im Vorjahre durchgeführte neue Abgrenzung einzelner Bezirke. Geblieben ist die schöne technische Ausführung des Planes und der sorgfältige deutliche Druck, wodurch dessen Benützung ungemein bequem und leicht gemacht wird.

G. Freytags Welt-Atlas. 58 Haupt- und 25 Nebenkarten nebst einem alphabetischen Verzeichnis von mehr als 17.000 geographischen Namen und statistischen Notizen über alle Staaten der Erde. Dritte, vermehrte Auflage. Wien und Leipzig 1908. Druck und Verlag der kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt. Gebdn. 4 K 50 $\frac{1}{2}$ = 3 Mark 80 Pf.

Freytags Taschen-Atlas enthält in entsprechend kleinen Maßstäben dieselben Karten wie ein großer Hand-Atlas und auf diesen Karten so viele Detailangaben und geographische Namen, daß er für gar manche ein überhaupt ausreichender Atlas sein kann. Dabei ist die Ausführung in Zeichnung und Schrift keineswegs minutiös, sondern sehr klar und deutlich, wodurch dem Auge des Benutzers keine Anstrengung zugemutet wird. Die Reichhaltigkeit des Atlas ist daraus zu ersehen, daß Österreich-Ungarn 9, dem Deutschen Reich 10 Karten gewidmet sind. Ferner enthält der Welt-Atlas Karten des nördlichen und südlichen Sternhimmels, eine Weltverkehrsarte, Karten der beiden Erdhälften, Nord- und Südpolararte, 10 Karten der übrigen europäischen Staaten, 8 Karten für Asien, 5 für Afrika, 5 für Amerika, 3 für Australien.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit mehr als 180 Abbildungen. Stuttgart und Leipzig 1908. Deutsche Verlagsanstalt. Gebdn. 7 Mark.

Das Riesengebirge von Dr. J. K. E. Hofer. Neubearbeitet von G. L. Harald Friedrich. Wolfenbüttel 1908. Hefners Verlag. 6 Mark.

Bośnißches Tagebuch. Von Bernard Wieman. Rempten und München 1908. Verlag der Josef Köfelschen Buchhandlung. 3 Mark 50 Pfennig, gebdn. 4 Mark 50 Pfennig.

Eine Automobilreise durch Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien. Reiseschilderung für Automobilisten mit 63 Abbildungen von Julius. Wien. Verlag Friedrich Beck. 1 K 20 $\frac{1}{2}$.

Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. Berlin. Verlag von Ulrich Kracht. Gebdn. 2 Mark 50 Pfennig.

Schluß der Redaktion: 17. März 1908.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: Eugen Marx in Wien.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Karte vom Sundgau.



A. Hartleben's Verlag.

Maßstab 1 : 500.000.

Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt, Wien.



Kilometer.